L. eleg. g.
97 ix

Delbrück

Div 68/15

<36606447850012

<36606447850012

Bayer. Staatsbibliothek

Für die verehrte Frau Henriette
Gullmann.
Zu Weihnachten 1812.

Das Schöne.

Eine Untersuchung

von

Ferdinand Delbrück.

Berlin,
bey Johann Daniel Sander
1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Um mich durch die Ueberschrift dieses Werkchens nicht dem Verdachte auszusetzen, daß ich in der Meinung stände, das Wesen des Schönen erforscht zu haben, muß ich bemerken, daß dieser Aufsatz nur ein Versuch seyn soll, die Kantische Theorie vom Schö-

nen an Beyspielen aus Deutschen Dichtern zu entwickeln.

Gesetzt auch, daß diese Theorie unrichtig wäre: so verdiente sie doch gewiß wegen der neuen Ansichten, die sie gewährt, allgemeiner und genauer gekannt zu seyn, als sie es zu seyn scheint; und hiezu hab' ich durch diesen Aufsatz beytragen wollen unter der Classe von Lesern, die, ohne Philosophen und Dichter zu seyn, beydes, Liebhaber der Poesie und der Philosophie sind.

Außer den allgemeinen Gründen, aus welchen Jedermann mit Vergnügen das gelingen sieht, was er unternimmt, habe ich eine besondere Ursache, warum ich wünsche, meinen Zweck erreicht, und

die Kantische Theorie richtig und faßlich dargestellt zu haben; diese:

Der verehrungswürdige Herder hat Hoffnung gemacht, in dem folgenden Theile der Metakritik diese Theorie seiner Prüfung zu unterwerfen.

Die interessante Art, womit dieser berühmte Schriftsteller die Gegenstände der speculativen Philosophie behandelt und die tiefsinnigsten Untersuchungen durch anmuthige Spiele des Witzes und der Phantasie belebt, reitzet ohne Zweifel viele, die sich sonst nicht um Metaphysik bekümmert haben, zum Studium jenes Werkes.

Solchen Lesern wünsch' ich einen Dienst

zu leisten, dadurch daß ich sie in Erwartung der Metakritik des Schönen von dem unterrichte, was darin widerlegt werden soll.

Berlin im December
1799.

Der Verfasser.

Das Schöne,

eine Untersuchung.

Einleitung.

Ich habe bemerkt, daß viele, insonderheit jüngere Freunde der Poesie, zu welchen auch ich gehöre, für die Kantische Theorie vom Schönen eine gewisse Vorliebe haben. Hievon ist die Ursache, wie mir scheint, folgende:

Je mehr jemand die Poesie liebt, desto lebhafter wird er wünschen, das Vergnügen, welches ihm das Studium und die Betrachtung der Werke alter und neuer Dichter gewährt, sein ganzes Leben hindurch zu genießen.

Ist nun die Kantische Theorie richtig; ist der Grundsatz derselben wahr, daß das Schöne in den Kunstwerken als etwas von dem Reitzenden und Rührenden, wodurch sie den Sinnen schmeicheln, und von dem Wahren und Guten, womit sie den Verstand und die Gesinnungen nähren, Unabhängiges ein ganz uninteressirtes Wohlgefallen erweckt; ist, sag' ich, dieses richtig: so darf

man wagen, jenen Wunsch in Hoffnung zu verwandeln.

Die entgegenstehende Meinung aber, nach welcher die Kunstwerke nur in so fern schön sind, als sie uns auf eine vernünftige Art ergötzen, als sie uns spielend belehren und bessern, muß jeden jüngern Freund derselben besorgt machen, daß das Vergnügen daran nur von kurzer Dauer seyn werde.

In der That, die öftere Erregung derselben Gefühle, die öftere Wiederholung derselben Wahrheiten und Ermahnungen erweckt endlich Ueberdruß; und so wär' es natürlich, was oft gesagt wird, daß mit zunehmendem Alter und fortschreitender Ausbildung bey ganzen Nationen und einzelnen Menschen der Geschmack an der Poesie abnehme.

Ich gestehe, diese Bemerkung, die ich oft gehört und gelesen habe, ist es, die mich zuerst angetrieben hat, ernstlich darüber nachzudenken, was in dem Gemüthe desjenigen vorgehe, der in der Betrachtung des Schönen begriffen ist.

Da mir viel daran lag, jene Meinung falsch zu finden, so wünscht' ich, mich über=

zeugen zu können, daß das Wohlgefallen am Schönen weniger dem Körper, als dem Geiste angehöre, weniger aus einem Spiele der Nerven als der Ideen entstehe, weniger durch den Stoff als durch die Form der Kunstwerke hervorgebracht werde; ich wünschte, mich überzeugen zu können, daß der Zustand der Seele, worin die Betrachtung des Schönen uns versetzt, nicht leidentlich und träge, sondern thätig und wirksam sey, und ein Vergnügen gewähre, welches nie sättigt, sondern zu fernerem Genusse reitzet und stärket.

Wovon ich überzeugt zu werden wünschte, davon glaub' ich überzeugt zu seyn; ich glaube deutlich einzusehn, daß vieles von dem, was uns in der Jugend an Werken der Poesie ergötzt, mit der Zeit seinen Reitz verlieren werde, daß aber das Vortrefflichste in ihnen, dasjenige wodurch sie schön sind, nie verblühen könne, ja daß der Sinn dafür durch Alter und Weisheit nicht nur nicht getrübt und abgestumpft, sondern immer mehr gereinigt und geschärfet werden müsse.

Zu dieser erwünschten Ueberzeugung hat mich die Kantische Theorie geführt; und dies ist die Ursache meiner Vorliebe für sie.

Ohne Zweifel hat diese Vorliebe einen nachtheiligen Einfluß auf meine Untersuchung gehabt. Wer bey seinen Beobachtungen von vorgefaßten Meinungen ausgeht, ist in Gefahr, die Thatsachen nach den Grundsätzen zu verfälschen, da er doch diese nach jenen berichtigen sollte; ein solcher gleichet in der That mehr oder weniger, ich will nicht sagen dem Ritter von Mancha (diese Vergleichung könnte die systematischen Philosophen beleidigen), aber den Kartesianern, von welchen Fontenelle spöttisch sagt: diese Leute glauben nicht, was sie sehn, sondern sie sehn, was sie glauben. Auch mir mag etwas Aehnliches begegnet seyn, auch ich mag mir aus Liebe zu meiner Theorie oft eingebildet haben, zu empfinden, was ich wirklich nicht empfand; ja, daß ich in manchen meiner Behauptungen geirret habe, davon bin ich fast überzeugt, ich weiß nur nicht in welchen, und der Wunsch hierüber belehrt zu werden, ist es nicht weniger, als der Wunsch belehren zu wollen, was mich veranlaßt hat, den folgenden Aufsatz dem Publicum mitzutheilen.

I.

Die Frage, welche uns beschäftigen soll, ist diese:

Was ist die Ursache unseres Wohlgefallens am Schönen?

Unter den Beyspielen, an denen ich versuchen will die Antwort auf diese Frage zu entwickeln, sey das erste folgende Stelle aus Göthens Torquato Tasso.

Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.
Wenn ich nicht denken und nicht dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O, geb' ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!

Wer die Worte dieser Zeilen versteht, erklärt sie für schön. Was will man damit sagen? Um dies zu erfahren, lassen Sie uns das Wort schön mit zwey andern ihm verwandten Wörtern vergleichen, wodurch wir ebenfalls unsern Beyfall über etwas auszudrücken pflegen; diese Wörter sind angenehm, und gut.

Das Angenehme ergötzt, und bezieht sich auf ein Interesse der Sinnlichkeit; das Gute wird gebilligt, und bezieht sich auf ein Interesse der Vernunft. Mit beyden hat das Schöne das gemein, daß es uns Vergnügen macht. Nur ist die Frage, ob dieses Vergnügen Ursache oder Wirkung unseres Wohlgefallens sey; es muß untersucht werden: ist jene Poesie schön, weil sie uns Vergnügen macht? oder macht sie uns Vergnügen, weil sie schön ist?

Die grüne Farbe nennen wir angenehm, weil sie das Auge erquickt; aber nicht deswegen erquickt sie das Auge, weil sie angenehm ist. Hingegen eine lobenswürdige Handlung billigen wir, weil sie gut ist; aber nicht deswegen ist sie gut, weil wir sie billi-

gen. In jenem Falle ist das Urtheil, welches wir sprechen, eine Folge des Eindrucks, den wir empfangen; in diesem Falle ist der Eindruck, den wir empfangen, eine Folge des Urtheils, welches wir sprechen.

Ist nun das Schöne mit dem Angenehmen, oder mit dem Guten näher verwandt? Lassen wir uns in unsern Urtheilen über dasselbe bestimmen durch die Empfindung des Vergnügens, die es erweckt, oder durch die Einsicht in die Natur des Gegenstandes, wovon es ein Bild ist, oder durch beydes? Folgende Bemerkungen dienen vielleicht dazu, die Antwort auf diese Frage vorzubereiten.

II.

Zuerst: Es ist in der That eine auffallende Erscheinung, daß die Menschen in ihren Urtheilen über das Schöne weniger einig sind, als in ihren Urtheilen über das Angenehme, und daß sie dennoch bey jenen weit mehr Anspruch auf Anderer Beystimmung machen, als bey diesen. Gewiß ist es viel leichter, eine Gesellschaft von Personen anzutreffen, die an denselben Speisen und Getränken gleichen Wohlgeschmack, an derselben Temperatur der Luft gleiches Behagen haben, als eine eben so zahlreiche Geselischaft von Personen, die an derselben Poesie gleiches Wohlgefallen finden.

Dennoch macht in Ansehung des Schönen fast Jedermann Anspruch auf Allgemeingültigkeit seiner Urtheile; in Ansehung des Angenehmen aber Niemand, und zwar ohne Zweifel aus folgender Ursache: Wir sind uns bewußt, daß die Eindrücke der Lust und

Unlust, derentwegen wir einen Gegenstand angenehm oder unangenehm nennen, nicht in ihm allein, sondern auch in uns, gegründet sind, und von einer Menge Zufälligkeiten abhangen, welche dieselben sehr wandelbar und veränderlich machen. Dies gilt nicht nur von sinnlichen Genüssen, sondern auch von denen, welche die Freuden der Erkenntniß gewähren.

Die Beschäftigung mit denselben, oder ganz ähnlichen geometrischen, oder grammatischen Problemen macht uns zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Grad des Vergnügens, welcher von der Stimmung abhängt, in der wir uns befinden, und die uns die Auflösung derselben mehr oder weniger erleichtert oder erschwert.

Die Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit nun, welche wir in Ansehung des Angenehmen bey uns vermissen, die hüten wir uns wohl Andern zuzumuthen.

Gleiche Ursachen pflegen gleiche Wirkungen hervorzubringen.

Wäre die sehr wandelbare, nach keinem bestimmten Gesetze wirkende Empfindung des

Vergnügens die Quelle unseres Wohlgefallens am Schönen; so scheint es, wir würden auf unsre Urtheile über Werke der Kunst weniger Gewicht legen, wir würden auf Anderer Beystimmung weniger Anspruch machen, als wir wirklich thun. Denn setzen Sie: es liest jemand die angeführte Poesie einer vermischten Gesellschaft vor; so erwartet er vielleicht nicht, daß Alle, so wie er, Wohlgefallen daran finden werden: aber er meint doch, daß Alle Wohlgefallen daran finden sollten; er läßt sich mit den anders Urtheilenden in Streitigkeiten ein, welches alles darauf hindeutet, daß in dem Gebiete des Schönen bestimmte Gesetze herrschen, die unsre Urtheile leiten, und uns zu berechtigen scheinen, Anderer Beystimmung, wo nicht zu erwarten, doch zu verlangen *).

Weiter. Die Uneinigkeit der Menschen in den Urtheilen über das Angenehme ist zwar nicht so häufig, als in denen über das Schöne; aber

*) Diese Bemerkung ist aus Kants Kritik der Urtheilskraft entlehnt.

sie ist gewöhnlich größer. Die Gegenstände der Lust und Unlust erregen in uns eine ganz bestimmte Empfindung unsers Zustandes, und diese ist entschieden so, daß wir sie entweder lieber haben als nicht haben, oder lieber nicht haben als haben wollen. Daher sind, wenn von den Annehmlichkeiten einer Person die Rede ist, die Urtheile nicht selten gerade entgegengesetzt. In Ansehung des Schönen aber unterscheiden sich die Menschen nicht so oft darin, daß dem Einen mißfällt was dem Andern gefällt, als vielmehr darin, daß dem Einen nicht gefällt, was dem Andern gefällt. So trifft es sich wohl, daß gegen den allgemeinen Ruf, in welchem gewisse Personen wegen ihrer Schönheit stehn, sich Einzelne erheben, die ihnen Schönheit absprechen, niemals aber solche, die sie häßlich finden. Bey allen Dingen und Personen, die einen bestimmten Eindruck auf uns machen, liegt zwischen dem Angenehmen und Unangenehmen nichts in der Mitte; außer dem Schönen und Häßlichen aber giebt es ein Drittes: das Nicht-Schöne; und dieses kann nicht von der Empfindung ausgehn.

Ferner. Wenn wir auf uns selbst Acht geben, so finden wir, daß wir in unsern Urtheilen über das Schöne zwar wechseln, aber doch nicht so schnell, und nicht so gesetzlos, als in denen über das Angenehme. Die Liebhaber der Fröhlichkeit und des gesellschaftlichen Vergnügens sind von jeher einer großen Unbeständigkeit und Veränderlichkeit beschuldigt worden. Besonders gilt dies von ihren Freundschaften. Man hat oft Gelegenheit zu bemerken, daß die Zuneigung, die sie zu Andern fassen, bloß wegen ihrer Annehmlichkeit der Gestalt oder des Geistes fast eben so schnell erstickt, als erweckt wird, und daß Verbindungen, welche nur das Bedürfniß der gegenseitigen Ideenmittelung und des Zeitvertreibes knüpfet, selten von Dauer sind, sondern bald entweder ganz abgebrochen werden, oder in Vertraulichkeit und in solche Verhältnisse übergehn, welche das Interesse dauerhaft oder die Pflicht heilig macht. Von dieser Flüchtigkeit nun, welche die Liebhaber des Vergnügens in der Wahl ihrer Umgangsfreunde bestimmt, von der Launenhaftigkeit, welche macht, daß sie ihre Zunei-

gung bald] auf diesen bald auf jenen werfen, und in dem Wechsel ihrer Lieblinge so viele Unterhaltung finden, von diesem allen zeigt sich bey den Freunden des Schönen keine Spur. In der Kunst unterhält der Wechsel so wenig, daß Dichter, die einmal unser Gemüth gewonnen haben, sicher seyn können, es für immer zu besitzen, und daß es uns eine Art von Ueberwindung kostet, mit andern, besonders ihnen unähnlichen, Bekanntschaft zu machen. Eine solche enthusiastische Vorliebe für seine Lieblingsdichter rühmt man an unserm großen Friedrich, von welchem es bekannt ist, daß er nur wenige Dichter, aber diese immer wieder las. Ohne Zweifel liebte und schätzte er also an ihnen etwas Anderes, als was ihn in der Wahl seiner täglichen Tischgenossen bestimmte.

Gewiß jeder enthusiastische Freund des Schönen wird von seinem Lieblingsdichter sagen können, was Eleonore bey Göthe von Tasso sagt:

Ich mußt' ihn ehren, darum liebt' ich ihn.
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.

Allerdings lehrt die Erfahrung, daß bey Künstlern und Freunden der Kunst mit zunehmenden Jahren der Geschmack sich ändert. Da sie sich aber immer der Gründe ihres veränderten Urtheils bewußt sind, so kann dieser Wechsel ihnen nicht zum Vorwurfe gereichen, wie den Liebhabern des Vergnügens: denn bey diesen wird immer das Alte durch das Neue verdrängt; bey jenen aber weicht das weniger Vortreffliche dem Vortrefflicheren.

Und, was mir sehr merkwürdig scheint, dieser Wechsel in unsern eignen Meinungen befolgt ein bestimmtes Gesetz, nach welchem das Wohlgefallen sich in Mißfallen verwandeln kann, nicht aber das Mißfallen in Wohlgefallen. Gewiß erinnert sich jeder von uns in frühern Jahren Vieles schön gefunden zu haben, was er jetzt häßlich findet; kaum aber läßt es sich denken, daß wir anfangen sollten, für schön zu halten, was wir einmal für häßlich hielten. Ich sage: was wir für häßlich hielten; und unterscheide das Häßliche, welches Mißfallen erweckt, von dem Nicht-Schönen, welches uns gleichgültig

läßt.

läßt. Diesen Eindruck machen die größten Meisterstücke der Kunst fast immer auf Den, der sie zum ersten Male betrachtet. Denn das wahrhaft Schöne hat, wie die himmlische Grazie des Winkelmann, etwas Verborgenes an sich, welches sich nicht anbietet, sondern gesuchet seyn will. Gleichgültigkeit gegen Kunstwerke kann sich in Liebe zu ihnen verwandeln, aber nicht Widerwille.

Von dem Horazischen

Quod petiit, spernit, repetit, quod nuper omisit

trifft nur das erste den sich bildenden Freund der Kunst, und gereicht ihm zur Ehre; das letzte trifft ihn nie.

Auch hieraus scheinet zu erhellen, daß das Wohlgefallen am Schönen einen andern Ursprung hat, als die Empfindung des sinnlichen Vergnügens.

Hiezu kommt noch Folgendes:

Man hat schon lange den Ausdruck classische Dichter in unsrer Sprache eingeführt; ich wundre mich, daß man nicht auch

den Ausdruck classische Leser eingeführt hat. In der That, so wie Dichter, so giebt es auch Leser vom ersten, zweyten, dritten Range. Die Erfahrung lehrt, daß die zu Einer Klasse gehörigen Leser in ihren Urtheilen völlig übereinstimmen. Die dramatischen Werke unseres berühmten Kotzebue gefallen dem größern Publicum in London und Paris, wie in Berlin und Wien; die Tragödien des Sophokles gefallen einem vielleicht eben so großen Publicum, nur daß dieses durch Raum und Zeit getrennt ist, weil es aus den Gebildetsten aller Zeitalter und Nationen besteht.

Und, was wohl zu merken ist, gebildeten Lesern mißfallen Dichter von niederm Range; weniger gebildeten Lesern aber mißfallen Dichter von höherm Range nie: alles, was sich sagen läßt, ist nur dies, daß sie ihnen nicht gefallen.

Ja, eine Anzahl Werke giebt es, die sich von allen andern darin unterscheiden, daß sie zwar nicht Jedermann gefallen, aber auch Niemanden mißfallen; und das sind eben diejenigen, welche von den classischen Lesern aller Zeitalter und Nationen für exem-

plarisch und musterhaft gehalten werden: ich meine die classischen Werke der Griechen und Römer.

Wozu führ' ich das alles an? Um zu zeigen, daß, ungeachtet der Verschiedenheit der Menschen in ihren Urtheilen über das Schöne, derentwegen man dasselbe mit dem Angenehmen für so nahe verwandt hält, sich doch eine gewisse Gleichförmigkeit darin findet, welche einen andern Ursprung des Wohlgefallens an demselben vermuthen läßt, als das Gefühl der Lust und Unlust.

III.

Wir haben bis jetzt das Schöne mit dem Angenehmen verglichen; jetzt ist noch übrig, es auch mit dem Wahren und Guten zu vergleichen.

Wird jemand aufgefodert, über einen Satz zu urtheilen, ob er wahr, oder über eine Handlung, ob sie gut sey: so vergleicht er im ersten Falle das Subject mit dem Prädicat, im zweyten die Handlung mit dem Gesetze; und wenn er mit Zuversicht sagt: dieser Satz ist wahr, oder er ist falsch; diese Handlung ist gut, oder sie ist schlecht: so ist er sich in dem Augenblicke bewußt, daß die Gründe dieses Urtheils nicht in ihm, sondern in dem Gegenstande liegen. Dies ist die Ursache, warum wir unsre Urtheile über das Wahre und Gute für allgemein gültig halten. Aber die Gegenstände der Beobachtung sind häufig sehr zusammengesetzt. Je nachdem nun die Gesichtspunkte sind, aus denen

wir sie betrachten, je nachdem die Seiten sind, von denen wir sie auffassen, je nachdem scheinen sie uns anders. Daher die Verschiedenheit in den Meinungen bey Verschiedenen, daher der Wechsel in den Meinungen bey Demselben: ein Wechsel, welchem die denkendsten und geistvollsten Männer am meisten unterworfen sind, wenn, sie ohne die Fesseln eines Systems zu tragen, ihren Blick frey umherwerfen.

Mit diesen Urtheilen über das Wahre und Gute haben die Urtheile über das Schöne das gemein, daß wir sie für allgemeingültig halten; aber sie unterscheiden sich von ihnen darin, daß wir sie, wie diese, entweder gar nicht, oder doch nicht auf die Art, und nicht so schnell, bey Andern geltend machen können.

Es geschieht täglich, daß der feinste und geübteste Denker von einem andern belehrt wird, der in der Ausbildung des Verstandes weit unter ihm steht; denn der Irrthum rühret nicht immer her von Mangel an Einsicht

und Denkkraft überhaupt, sondern oft nur von Mangel an Aufmerksamkeit und Kenntniß eines bestimmten Gegenstandes. Dies ist, um es beyläufig zu sagen, die Ursache, warum die wahren Philosophen so viele Achtung für Anderer Meinung haben. Der große Marc Aurel hatte es sich zur Lebensregel gemacht, Jeden ohne Ausnahme mit Aufmerksamkeit anzuhören, weil er glaubte, daß es Niemanden gebe, von dem er nicht lernen könne. Also, in den Streitigkeiten über Gegenstände des Nachdenkens ist es nicht immer der Verständigere, welcher recht behält, sondern sehr häufig der weniger Verständige, der aber über einen bestimmten Gegenstand besser unterrichtet, oder in einem bestimmten Falle aufmerksamer gewesen ist.

Hingegen läßt es sich schlechterdings nicht denken, daß ein Mann von Geschmack sich in seinen Urtheilen über den Werth einer Poesie durch einen Geschmacklosen bestimmen lassen sollte. In der Kunst herrscht ein bestimmtes Gesetz, nach welchem der Gebildete sein Urtheil bey dem Ungebildeten, nicht aber umgekehrt dieser das seinige bey

jenem, geltend machen kann. Dies ist bey einzelnen Menschen, wie bey ganzen Nationen. Der Schüler nimmt die Meinung des Meisters an, nicht aber umgekehrt der Meister die Meinung des Schülers; und so wie die Griechen nicht den Römischen Geschmack, sondern die Römer den Griechischen annahmen: so würden auch wir, wenn uns das Unglück träfe, von einem barbarischen Volke unterjocht zu werden, nicht dessen Kunst, sondern es würde die unsrige annehmen.

Ferner. Wenn Jemand etwas behauptet, das wir bestreiten, so legen wir ihm Gründe vor, und überzeugen ihn von unserer Meinung dadurch, daß wir einzelne seiner Vorstellungen berichtigen. Hält aber jemand etwas für nicht schön, was wir für schön halten, so sehn wir wohl ein, daß der Grund hievon nicht in einzelnen seiner von den unsrigen abweichenden Vorstellungen, sondern viel tiefer in seiner ganzen Bildung liegt.

Damit jemand in den Verstandesurtheilen mit uns übereinstimme, kommt es nur

darauf an, einzelne seiner Vorstellungen den unsrigen, damit er in den Geschmacksurtheilen mit uns übereinstimme, kommt es darauf an, ihn selbst uns ähnlich zu machen. Denn um einzusehn, was wahr ist, dazu gehört nicht immer großer Verstand; um aber zu empfinden, was schön ist, dazu gehört gewiß Geschmack. Es kann Jemand über viele Gegenstände des Nachdenkens richtig urtheilen, ohne ein philosophischer Kopf zu seyn; über Werke der Kunst aber kann niemand richtig urtheilen, ohne Kunstsinn zu haben.

Endlich. Der Uebergang von einem Verstandesurtheile zum andern ist gewöhnlich sehr schnell; der Uebergang von einem Geschmacksurtheile zum andern ist gewöhnlich sehr langsam. Jemanden dahin zu bringen, daß er etwas für wahr halte, das er für falsch hielt, ist oft die Sache eines Augenblicks; Jemanden dahin zu bringen, daß er etwas schön finde, das er nicht schön fand, dazu gehört lange Zeit und viele Mühe.

Diese Mühe aber belohnt sich; denn setzen wir Jemanden in den Stand über Ein Werk der Poesie richtig zu urtheilen; machen wir ihn fähig, die Schönheiten Eines Dichters zu empfinden: so setzen wir ihn zugleich in den Stand, über alle Werke der Poesie richtig zu urtheilen, so machen wir ihn zugleich fähig, die Schönheiten aller Dichter zu empfinden; da hingegen die Erkenntniß Einer Wahrheit nicht zugleich die Erkenntniß aller übrigen in sich schließt.

Wenn ich diese Unterschiede zwischen unsern Urtheilen über das Wahre und Gute, und zwischen denen über das Schöne bedenke: so scheint mir die Meinung Derer unrichtig, welche das Wesen der Kunst in die Nachahmung der Natur, und das Wesen der Schönheit in die Natürlichkeit setzen. So viel ist gewiß an dieser Meinung wahr, daß das Unnatürliche immer häßlich ist; aber es ist nicht wahr, daß das Natürliche immer schön ist; noch weniger ist es wahr, daß wir uns in unsern Urtheilen darüber durch die Wahr-

nehmung der getroffnen oder verfehlten Aehnlichkeit mit der Natur bestimmen liessen.

Das Resultat von dem bisher Gesagten ist dieses: Das Wohlgefallen am Schönen wird nicht hervorgebracht weder durch die Empfindung des Vergnügens, die es erweckt, noch durch die Einsicht in die Natur des Gegenstandes, wovon es ein Bild ist.

IV.

Vielleicht entdecken wir die Quelle unseres Wohlgefallens am Schönen, wenn wir genau auf den Eindruck merken, welchen das Lesen oder Hören der angeführten Poesie auf uns macht.

Die Worte:

Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.
Wenn ich nicht denken und nicht dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr —

diese Worte lassen uns einen tiefen Blick in das Innerste eines schönen Gemüths thun, welches unter dem Einfluss' einer höhern Macht keine andre Leidenschaft in sich aufkommen läßt, als die Leidenschaft zur Kunst, die, stärker als die Liebe zum Leben, dieses nur in so fern wünschenswerth macht, als es dem Geiste Kraft giebt, zu sinnen, zu denken, zu dichten. Durch die darauf fol-

gende Vergleichung zwischen einem Dichter, der, verschlungen in seine Gefühle, und eingehüllt in seine Phantasieen, sein ganzes Leben dem heiligen Berufe weihet, das, was er in seinen reinsten Stunden empfindet, außer sich darzustellen, und indem er, von einer göttlichen Gewalt angetrieben, unablässig daran arbeitet, das köstliche Gewebe von Ideen aus seinem Innersten für Andre zu entwickeln, um damit ihren Geist zu zieren und zu schmücken, geht er dem Tode heiter entgegen, und entschläft endlich in den Armen der Kunst voll süßer Ahndungen eines neuen schönern Lebens — durch die Vergleichung, sag' ich, zwischen einem solchen Dichter und dem Seidenwurme, wird uns die Heiligkeit der Kunst (das Uebermenschliche in ihrem geheimnißvollen Ursprunge, und das Wohlthätige in ihren beglückenden Wirkungen) so geschildert, daß wir zu dem, was gesagt wird, viel Unnennbares hinzudenken, und eine große Menge von Ideen in uns hervorrufen, welche durch ihre Kraft und Fülle eben so sehr die Phantasie in Bewegung setzen, als sie durch Zweckmäßigkeit den Verstand befriedigen, in-

dem sie alle sich vereinigen, uns das innerliche geistige Leben eines Künstlers darzustellen.

Wär' es mir gelungen den Eindruck richtig zu schildern, welchen diese Poesie auf uns macht; so würde ich sagen: das Schöne bestehe in einer zweckmäßig zusammenstimmenden Mannigfaltigkeit von Ideen, welche die Phantasie in sich hervorruft, um zu einem gegebnen Begriffe viel Unnennbares hinzuzudenken, mehr, als auf der einen Seite darin angeschaut, und auf der andern Seite darin deutlich gedacht werden kann; ich würde sagen: das Wohlgefallen an demselben werde hervorgebracht durch ein freyes und doch regelmäßiges Spiel der Phantasie in Einstimmung mit dem Verstande. Hieraus würde folgen, daß das Schöne nicht sowohl in dem Kunstwerke vorhanden ist, als vielmehr in dem Geiste desjenigen, der es betrachtet; es würde folgen, daß es jedes Mal neu und ursprünglich aus dem Gemüthe hervorgeht.

Ich erkläre mich noch an einem andern Beyspiele. In Rousseau's Heloise fängt der erste Brief, den St. Preux nach seiner Reise um die Welt an die Frau von Orbe schreibt, so an:

„Meine Wohlthäterin, meine Freundin. Ich „kehre von den äußersten Enden der Erde wie„der, und bringe ein Herz zurück, das ganz voll „von Ihnen ist. Ich bin die beyden Halbkugeln „durchirret, ich habe die vier Welttheile gesehn, „ich habe die Reise um die ganze Erde vollendet; „und habe Ihnen doch keinen Augenblick entrin„nen können. Wir mögen noch so sehr fliehen, „was uns theuer ist: sein Bild, schneller als der „Wind und die Wellen, folgt uns überall hin; „und wohin wir es mit uns nehmen, nehmen „wir das mit, was unser Leben fristet. —

Unter Göthens lyrischen Poesien befindet sich folgende:

An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,
Foderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig dein;
Denn, seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort, wie in Wolken, erblicke.

Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Was St. Preux und was Göthe sagt, ist von gleichem Inhalte. Beyde schildern das treue sehnsuchtsvolle Verlangen nach dem Gegenstande ihrer Liebe, welches die ganze Seele ganz erfüllt, und indem es den mannigfaltigsten, verschiedensten und stärksten Eindrücken einen gemeinschaftlichen Berührungspunkt giebt, unter allem Wechsel der Empfindung beharrlich dasselbe bleibt, und so eine nie versiegende Quelle von Trost und Ruhe wird. Dennoch machen beyde Schilderungen einen ganz verschiedenen Eindruck auf uns. Woher rührt dieses?

St. Preux schildert, was er wirklich empfand; Göthe, was er aus seiner Empfindung sich bildete. Des Freundes Worte sind wahr; des Dichters Worte sind schön. Wodurch sind sie es?

Die Zeilen

Denn, seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung

Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort, wie in Wolken, erblicke —

diese Zeilen stellen uns das Gewirre des menschlichen Lebens, welches aus unendlich vielen in die Seele strömenden Eindrücken zusammengesetzt ist, vor das Auge, und in der Mitte derselben das ruhige, nur mit dem Andenken an seine Liebe beschäftigte Gemüth des Dichters. Und durch die Vergleichung der alltäglichen Erscheinungen mit den trüben Dünsten des eben so schnell verschwindenden als entstehenden Nordlichts, und durch die Vergleichung zwischen Lida's Gestalt und den unvergänglichen in nimmer verlöschendem Glanze ewig leuchtenden Sternen, schildert er uns die Flüchtigkeit und Nichtigkeit jener, und die unsterbliche Würde dieser, so daß wir uns von dem Gewirre des menschlichen Lebens, und von der ruhigen Stille eines durch den Adel seiner Ideen über demselben empor gehaltenen Gemüths Ein großes reiches Gemählde zusammensetzen, zu welchem St.

Preux's Worte eine passende Inschrift abgeben könnten.

Der Dichter entzückt uns nicht durch das, was er sagt, sondern durch das, was wir hinzudenken, nicht durch die Uebereinstimmung seiner Bilder mit der Erfahrung, sondern dadurch, daß er uns über die Erfahrung hinaus in das Reich der Ideen führt; und diese so vielen und so mannigfaltigen Ideen erhalten alle Klarheit, Zusammenhang und Einheit dadurch, daß sie sich vereinigen, uns des Dichters Liebe, den Adel derselben, und ihre unsterbliche Dauer zu schildern.

Wär' es mir abermal gelungen, den Eindruck richtig zu schildern, welchen diese Poesie auf uns macht; so würd' ich abermal sagen: das Schöne bestehe in einer zweckmäßig zusammenstimmenden Mannigfaltigkeit von Ideen, welche die Phantasie in sich hervorruft, um zu einem gegebnen Begriffe viel Unnennbares hinzuzudenken, mehr, als auf der einen Seite darin angeschaut, und auf der andern Seite darin deutlich gedacht

werden kann; ich würde abermal sagen: das Wohlgefallen an demselben werde hervorgebracht durch ein freyes und doch regelmäßiges Spiel der Phantasie in Einstimmung mit dem Verstande; hieraus würde abermal folgen, daß das Schöne nicht sowohl in dem Kunstwerke vorhanden ist, als vielmehr in dem Geiste desjenigen, der es betrachtet; es würde abermal folgen, daß es jedes Mal neu und ursprünglich aus dem Gemüthe hervorgeht.

V.

Nehmen wir nun diese Hypothese über das Wesen des Schönen an, so lassen alle die oben angeführten Erscheinungen sich leicht erklären.

Zuerst: es ist natürlich, daß jeder seine Urtheile über Werke der Kunst für allgemeingültig hält. Denn wer da spricht, diese Poesie ist schön, was sagt ein solcher? Er sagt: Diese Poesie setzt meine Phantasie in eine den Verstandesgesetzen gemäße Bewegung; und dabey ist er sich bewußt, daß sie diese Wirkung in ihm hervorbringt, nicht, in so fern er sich in diesem oder jenem Zustande befindet, nicht so fern er jung oder alt, heiter oder fröhlich, sanguinischen oder melancholischen Temperaments, sondern so fern er ein Mensch ist, der Einbildungskraft und Verstand hat, welche nach allgemeinen bestimmten Gesetzen wirken. Nun ist auf der andern Seite offenbar, daß wenn gleich die-

se Kräfte bey allen Menschen nach denselben Gesetzen wirken, sie doch nicht auf dieselbe Art wirken, weil das Maaß und das Verhältniß derselben bey Verschiedenen verschieden ist. Welchen Einfluß nun diese Eigenthümlichkeiten auf die Urtheile Anderer haben, werden wir wohl gewahr; welchen Einfluß sie auf unsre eignen haben, können wir natürlicher Weise nicht wissen, oder wir müßten ganz aus uns herausgehn, und uns als Andre betrachten können. Wir glauben also, daß ein Kunstwerk schön für uns sey, nicht in so fern wir Menschen von besondern Anlagen und von besonderer Ausbildung, nicht, in so fern wir solche und solche Menschen, sondern, in so fern wir Menschen überhaupt sind, deren Seelenkräfte nach allgemeinen und bestimmten Gesetzen gleichförmig wirken. Deswegen halten wir unsre Urtheile über das Schöne für allgemeingültig.

VI.

Nach unserer Hypothese über das Wesen des Schönen besteht dasselbe aus zwey Elementen, wovon das eine dem Verstande, das andre der Phantasie angehört. Es ist also natürlich, daß zwischen dem Schönen und Häßlichen ein Drittes in der Mitte liegen müsse, das Nicht-Schöne. Nemlich es lassen sich drey Fälle unterscheiden. Entweder ist eine Poesie so beschaffen, daß sie nicht nur durch Fülle der Ideen die Phantasie in Bewegung setzt, sondern auch durch Zweckmäßigkeit derselben den Verstand befriedigt; dann ist die Poesie schön, und gefällt: oder sie ist so beschaffen, daß sie durch Ideenfülle zwar die Phantasie in Bewegung setzt, aber durch Unzweckmäßigkeit den Verstand beleidigt; dann ist die Poesie häßlich, und mißfällt: oder sie ist so beschaffen, daß sie die Phantasie in Einstimmung mit dem Verstande zwar beschäftigt, jene aber nicht genug,

um sie schöpferisch zu machen, d. h. sie zur Hervorbringung eigner Ideen zu veranlassen und zu erheben; dann ist die Poesie nicht schön, und läßt uns gleichgültig.

Allerdings giebt es zwey Gattungen des Häßlichen, welche mißfallen, nicht weil sie durch Unzweckmäßigkeit den Verstand beleidigen, sondern weil sie durch Widrigkeit die menschliche Natur empören — ich meine das Ekelhafte und das Abscheuliche.

Die Darstellung des Ekelhaften, sie mag noch so zweckmäßig seyn, ist immer häßlich, weil sie dem Interesse der Sinnlichkeit geradezu widerstreitet, wie wenn Lucrez in der Beschreibung der pestilenzialischen Krankheit sagt:

Spiritus ore foras taetrum volvebat odorem,
Rancida quo perolent projecta cadavera ritu;

oder:

Quorum si quis, ut est, vitarat funera leti
Ulceribus taetris et nigra proluvie alvi
Posterius tamen hunc, tabes, letumque manebat.

Die Darstellung des Abscheulichen, sie mag noch so zweckmäßig seyn, ist immer häßlich, weil sie dem Interesse der Vernunft geradezu widerstreitet, wie der Charakter Richards bey Weiße, jenes Bösewichts, „der," wie Lessing sagt, „die Kluft, die sich zwischen ihm „und dem Throne befunden, mit lauter Lei„chen erfüllet, mit den Leichen derer, wel„che ihm das Liebste in der Welt hätten seyn „sollen, jenes blutdurstigen, seines Blut„durstes sich rühmenden, über seine Verbre„chen sich kitzelnden Teufels."

Ausgenommen das Ekelhafte und Abscheuliche, wird man immer finden, daß das Mißfällige und Häßliche in der Poesie ausgeht von Widerspruch und Grundlosigkeit in der Verknüpfung und Verbindung der Gedanken und Bilder, vom verfehlten Ausdrucke der Leidenschaft, von Mangel an Plan und Ordnung, von Unrichtigkeit und Zweckwidrigkeit in der Wahl und Stellung der Wörter, weil dies alles die Gesetze beleidigt, nach welchen der Verstand denkt, und weil es macht, daß die Einbildungskraft wild und regellos umherschweift.

Mit dieser unserer Erklärung vom Häßlichen stimmen auch die gewöhnlichen Urtheile überein. Allgemein hält man Denjenigen, der an dem Häßlichen Wohlgefallen findet, für ungebildeter, als Den, der an dem Schönen nicht Gefallen findet. Jener zeigt, daß es ihm an Verstande, dieser, daß es ihm nur an Phantasie fehlt; von allen Menschen aber wird der Verstand höher geschätzt, als die Phantasie. Daher demüthigt es uns auch mehr, wenn wir von Kennern getadelt hören, was wir lobten, als wenn wir gelobt hören, was wir tadelten. Dieses gereiche, bilden wir uns ein, unserm Verstande zur Ehre, jenes zum Vorwurfe.

Daher der esprit desapprobateur, welcher Leute mit Ansprüchen auf Verstand in Sachen der Kunst so geneigt zum Tadeln macht; denn sie sehn wohl, daß der Uebergang vom Tadel zum Lobe für sie ehrenvoller ist, als vom Lobe zum Tadel.

Verschieden von dem Häßlichen ist das Nichtschöne. Ein Beyspiel davon sey folgende Stelle aus Hallers Alpen:

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit über'm niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand.
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz vom feuchten Diamant.
Gerechtestes Gesetz, daß Kraft sich Zier vermähle;
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.
Hier kriecht ein niedrig Kraut gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt im Kreuze hingelegt.
Die holde Blume zeigt die zwey vergöldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Widerschein.
Der Blumen zarter Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein.
Smaragd und Rosen blühn selbst auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Ungeachtet diese Poesie in einer sehr gewählten, edeln und kräftigen Sprache eine Menge lieblicher Bilder vor der Seele vorüber führt, welche auf das vollkommenste unter sich übereinstimmen, so trage ich dennoch Bedenken, sie in dem Sinne schön zu nennen, in welchem ich die oben angeführten Poesien schön nannte, weil sie nichts enthält, was die Phantasie productiv und schöpferisch machen, d. h. was sie veranlassen könnte, sich zu dem Idealischen zu erheben.

VII.

Dem bisher gesagten zufolge läßt sich auch das Gesetz erklären, welchem der Wechsel in unsern Meinungen über das Schöne unterworfen ist, und nach welchem Wohlgefallen sich in Mißfallen, nicht aber dieses in jenes sich verwandeln kann.

Wer weniger Verstand als Phantasie hat, wie es in Jahren der Jugend der Fall zu seyn pflegt, findet alles schön, was seine Einbildungskraft lebhaft beschäftigt, es mag so ungereimt und widersinnig seyn, als es will; er findet es schön, so lange bis sein Verstand zur Reife kommt, und den Mangel an Zusammenhang und Einheit darin einsieht: dann verwandelt sich Wohlgefallen in Mißfallen, Schönes in Häßliches. Der umgekehrte Fall aber läßt sich kaum denken, oder man müßte meinen, daß, mit zunehmender Ausbildung des Verstandes, unsre Urtheilskraft abnehme.

Anders aber als mit dem Häßlichen, verhält es sich mit dem Nichtschönen; anders als mit dem Widerwillen, den jenes erweckt, verhält es sich mit der Gleichgültigkeit, worin dieses uns läßt, und welche, wie öfter bemerket worden, nicht selten in enthusiastische Vorliebe übergeht.

Die Ursache nemlich, warum eine Poesie die Einbildungskraft nicht schöpferisch macht, liegt nicht immer in ihr, sondern eben so oft in dem Leser oder Hörer, dessen Phantasie nicht reich, oder nicht beweglich und lebendig genug ist, um jeden Eindruck in sich aufzunehmen, und an jede Form sich anzuschmiegen.

Um dies zu erläutern, will ich an Beyspielen zu zeigen suchen, durch welche Mittel die Dichter die Phantasie des Lesers oder Hörers schöpferisch machen, d. h. zur Hervorbringung eigner Ideen in Schwung setzen.

Eins dieser Mittel ist die Zeigung des Lebens, welches der Gegenstand hat.

Kein Dichter hat hievon mehr Gebrauch

gemacht als Homer, welcher alle Gegenstände, die größten wie die kleinsten, von der Seite des Lebens und der Bewegung darstellt: nichts ruht in seinen Gemählden, nichts ist da; alles kommt oder geht.

Des Odysseus Gefährten essen nicht, sie erheben die Hände zum lecker bereiteten Mahle; es wird nicht Tag, sondern Eos steigt empor, Göttern und sterblichen Menschen das Tageslicht zu verkündigen; es wird nicht Nacht, sondern Dunkel umschattet die Pfade; Chryses betet nicht, sondern streckt die Hände empor; Apollon beschützt Tenedos nicht, sondern umwandelt es, wie ein Hund die Hürde; Pandarus schießt den Pfeil nicht ab, sondern:

*) Als er nunmehr kreisförmig den mächtigen Bogen gespannet,
Schwirrte das Horn, und tönte die Senn', und sprang das Geschoß hin,
Scharfgespitzt, in den Haufen hineinzufliegen verlangend.

Wie lebendig wird durch die dramatische Form die Schilderung folgender ganz einfachen Handlung!

*) Il. v. Voß. B. IV. 124.

*) Sprachs, und rief Talthybios schnell, den göttlichen Herold.
Auf! Talthybios eil', und rufe mir schleunig Machaon,
Ihn Asklepios Sohn des unvergleichbaren Arztes,
Anzuschaun Menelaos, den streitbaren Fürsten Achaias.
Diesen traf mit Geschoß ein bogenkundiger Troer,
Oder ein Lykier jetzt, zum Ruhme sich, uns zur Betrübniß.
Jener sprachs; da gehorchte des Königs Worte der Herold.
Schnell durchging er die Schaaren der erzumschirmten Achaier,
Schauete forschend umher, und fand den Helden Machaon,
Und rings um den Herrscher die starke geschildete Heerschaar
Seines Volks, das ihm folgt' aus der rossenährenden Trikka.
Nahe trat er hinan, und sprach die geflügelten Worte:
Auf, Asklepios Sohn! dich ruft der Fürst Agamemnon,
Anzuschaun Menelaos den streitbaren Sohn des Atreus.
Diesen traf mit Geschoß ein bogenkundiger Troer

*) Iliade v. Voß. B. IV. 192.

Oder ein Lykier jetzt, zum Ruhme sich, uns zur Betrübniß.
Jener sprachs, ihm aber das Herz im Busen erregt' er.
Schnell durchwandelten sie das Gedräng' in den Schaaren Achaias.
Als sie nunmehr hinkamen, wo Atreus Sohn Menelaos
Blutend stand, und um jenen die edelsten alle versammelt
Rings, er selbst in der Mitte, der götterähnliche Streiter,
Zog er sofort das Geschoß aus dem fest anliegenden Leibgurt.
Und wie er auszog, bogen die spitzigen Haken sich rückwärts.
Hierauf löst' er den Gurt von getriebner Pracht und darunter
Auch die Bind' und das Blech, das Erzarbeiter gebildet,
Als er die Wunde geschaut, wo das herbe Geschoß ihm hineindrang,
Sog er das quellende Blut, und legt' ihm lindernde Salb' auf,
Kundig die einst dem Vater verliehn der gewogene Cheiron.

Wie lebendig auch folgende Schilderung:

*) Also rief er betend; ihn hörete Föbos Apollon.

*) Iliade v. Voß. B. I. 43.

Schnell von den Höhn des Olympos enteilet' er, zürnendes Herzens
Auf der Schulter den Bogen, und rings verschlossenen Köcher.
Laut erschollen die Pfeile zugleich an des Zürnenden Schulter,
Als er einher sich bewegt; er wandelte düster wie Nachtgraun,
Setzte sich drauf von den Schiffen entfernt, und schnellte den Pfeil ab,
Und ein schrecklicher Klang entscholl dem silbernen Bogen.
Nur Maulthier' erlegt er zuerst, und hurtige Hunde;
Doch nun gegen sie selbst das herbe Geschoß hinwendend
Traf er, und rastlos brannten die Todtenfeuer in Menge.

Wie lebendig folgende und ähnliche Beywörter: weithinschauender Zeus, Erderschütterer Poseidon, fernhintreffender Apollon, windschnelleilende Iris, geflügelte Worte, lautaufrauschendes Meer!

Kurz, durch die Musik in dem Versbau, durch die Wahl der Beywörter und Gleichnisse, und durch die dramatische Form, bewirkt Homer, daß in seinen Gedichten Schlag

Schlag auf Schlag Lebendiges Lebendigem folgt, theilt er seinen Poesien eine bis in das feinste Geäder derselben eindringende Regsamkeit und Beweglichkeit mit, welche die Phantasie keinen Augenblick ruhen lassen; und durch diesen steten und schnellen Wechsel der Vorstellungen wird die Einbildungskraft schöpferisch, so wie sie schöpferisch wird durch den Anblick eines lodernden Feuers, des wogigen Meeres, eines sturmbewegten Waldes.

Ein anderes von den Mitteln, deren die Dichter sich bedienen, dieses zu bewirken, ist die Zusammendrängung des Mannigfaltigen durch Gedankenkürze *), und durch Sprachkürze. Werden in möglichst wenige Worte solche Gedanken gelegt, die viel' andre Gedanken in sich schließen; so entsteht Gedankenkürze: wie wenn Portia von den Thaten der Menschen spricht, wie sie erscheinen, wenn sie

*) Diesen Ausdruck hab' ich von Klopstock entlehnt. Siehe dessen Fragmente über Sprache und Dichtkunst S. 251.

vor dem Throne der ewigen Wahrheit gezählt, gewogen werden, und dann von den Tugenden hinzusetzt:

Einige werden belohnt; die meisten werden vergeben.

Sprachkürze entsteht, wenn Ein Gedanke in möglichst wenige, aber solche Worte gelegt wird, die ihn erschöpfend, d. h. mit allen erforderlichen Nebenbestimmungen, ausdrücken. Ein sehr treffendes Beyspiel hievon ist Iphigeniens Erzählung von den Schicksalen ihres Hauses bey Göthe.

Sowohl durch die Gedankenkürze als auch durch die Sprachkürze macht der Dichter die Phantasie schöpferisch, weil er so wenig ausdrückt, und so viel andeutet, und oft durch ein einziges Wort der Phantasie einen unendlichen Spielraum eröffnet, worin sie frey und grenzenlos sich bewegen kann.

Noch ein anderes Mittel, dessen die Dichter sich bedienen, dieses zu bewirken, ist die

Innerlichkeit *), das ist, die Heraushebung der eigentlichen innersten Beschaffenheit der Sache.

Homer erzählt von dem jungen tapfern Helden Euphorbos, wie er vom Menelaos erschlagen worden, und setzt dann hinzu:

Gleich dem stattlichen Sprößling des Oelbaums, welchen der Landmann
Nährt am einsamen Ort, wo genug vorquillt des Gewässers.
Lieblich sproßt er empor, und sanft bewegt ihn die Kühlung
Aller Wind' umher, und schimmernde Blüthe bedeckt ihn.
Aber ein schnell andrängender Sturm mit schrecklichen Wirbeln
Reißt aus der Grube den Stamm, und streckt ihn lang auf die Erde.
Also erschlug den Euphorbos, den Panthoidischen Streiter,
Atreus Sohn Menelaos, und raubt' ihm die prangende Rüstung.

Diesem Gleichnisse leg' ich Innerlichkeit bey;

*) Auch diesen Ausdruck hab' ich von Klopstock entlehnt. Siehe ebend. S. 252.

*) Iliade v. Voß. B. XVII. 53.

denn ist es nicht offenbar? Einen andern Eindruck hätte Euphorbos Tod auf uns gemacht, wär' er alt, einen andern, wär' er feig gewesen, einen andern, wär' er auf dem Bette gestorben. Die Schönheit, Jugend und Tapferkeit des Helden auf der einen Seite, und das Gewaltsame und Unerwartete seines Todes auf der andern — vereinigt sich, den Eindruck, den sein Tod auf uns macht, so, und nicht anders, zu modificiren; und weil nun jenes Gleichniß die Phantasie veranlaßt, sich über eine Menge von Ideen zu verbreiten, die allesamt dazu beytragen, uns jener fünffach gemischten Empfindung auf das innigste bewußt werden zu lassen — in so fern leg' ich ihm Innerlichkeit bey. Eben dadurch zeichnen sich auch die Homerischen Beywörter aus, wie folgende: Donnerfroher Kronion, holdanlächelnde Aphrodite, alles ernährende Erde, langhin streckender Tod, erfindsame Menschen, u. s. w. Schöpferisch wird die Einbildungskraft durch die Innerlichkeit solcher Beywörter und Gleichnisse, weil das Licht, welches sie auf den Gegenstand werfen, alle mit demselben in keiner

Verbindung stehenden Vorstellungen eben so sehr verdunkelt, als die auf ihn Bezug habenden erhellet, und dadurch macht, daß die Phantasie nur mit dem Gegenstande, aber auch mit diesem ganz, erfüllet ist.

Ich breche hier die Betrachtungen über die Mittel, wodurch die Dichter die Phantasie beleben, ab, und verweise Den, welcher tiefer in das Wesen der Poesie eindringen will, auf Klopstocks Theorie der Darstellung in dem angeführten Werke. Für meinen Zweck reichen die angeführten Beyspiele hin, weil sie zeigen, was sie zeigen sollten: daß die Ursache, warum eine Poesie uns gleichgültig läßt, nicht immer in ihr liegt, sondern auch in dem Mangel an Empfänglichkeit des Lesers oder Hörers liegen kan. Denn offenbar ist es: Wer schwer und langsam von Einer Vorstellung zur andern übergeht, wer arm an Begriffen ist, wer weder innig noch bestimmt empfindet; wie könnte dessen Phantasie durch Zeigung des Lebens, oder durch Zusammendrängung des Mannig-

faltigen, oder durch Innerlichkeit schöpferisch gemacht werden! Eben darin liegt auch der Grund, daß, wie oben angemerkt wurde, das wahrhaft Schöne etwas Verborgenes an sich hat, welches sich nicht anbietet, sondern gesuchet seyn will, dessen Betrachtung aber, wenn es einmal gefunden worden, die nie versiegende Quelle eines stets wachsenden Vergnügens wird.

Es sey mir erlaubt, dieses an folgendem Gedichte von Göthe noch deutlicher zu machen.

Der Wanderer.

Wanderer.

Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier
In des Ulmbaums Schatten
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerbe treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land' herum?
Lächelst Fremdling
Ueber meine Frage?

Wanderer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkest,
Liebes junges Weib.

Frau.

Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh voran. Durch's Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Spuren ordnender Menschenhand,
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reich hinstreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf.

Wanderer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wanderer.

Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seyd ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet.

Frau.

Staunest Fremdling
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wanderer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken,
Durchs Gebüsch hinan.
Hier.

Wanderer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Dies ist meine Hütte.

Wanderer.

Eines Tempels Trümmern!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! Ueber dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O, du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wanderer.

Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du empor strebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einsame Schwester dort!
Wie ihr,
Düstres Moos auf dem heiligen Haupt,

Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die Zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geschwister!
In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligthum,
Säest Disteln drein?

Frau.

Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willst du hier
Lieber in dem Freyen bleiben?
Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe Lieber, schlaf!

Wanderer.

Süß ist deine Ruh!
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,

Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen;
Und, welkt die Blüthenhülle weg,
Dann steig aus deinem Busen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.

F r a u.

Gesegn' es Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brot, das ich dir bieten kann.

W a n d e r e r.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher,
Und grünt!

F r a u.

Mein Mann wird bald
Nach Hause seyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe Mann,
Und iß mit uns das Abendbrot.

W a n d e r e r.

Ihr wohnet hier?

F r a u.

Da zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater

Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und starb in unsern Armen.
Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist, und spielen will!
Du Schelm!

Wanderer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalbe an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierath
Sie verklebt.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfnisse
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib.

Frau.

Du willst nicht bleiben?

Wanderer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euren Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wanderer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wanderer.

Wie weit ist's hin?

Frau.

Drey Meilen gut.

Wanderer.

Leb wohl!
O, leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehet.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch ein Weib'
Den Knaben auf dem Arm!

Wir sehn hier einen Fremdling, der voll von Enthusiasmus für die Schönheiten der Natur und Kunst nach dem Lande gewandert ist, welches beyde mehr als ein andres in sich vereinigt. Am Abend eines schwülen Tages ruht er an dem Fuße eines Berges aus, um sich durch einen kühlen Trunk zu erquicken. Unerwartet findet er hier Ueberreste ehemaliger schönerer Zeiten. Die Empfindungen, welche dieser Anblick in ihm erweckt, ergießet er in Worte, die bald seine Ehrfurcht für die Würde der Kunst, bald seinen Schmerz über die Vergänglichkeit ihrer Werke ausdrücken.

Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reich hin streuende Natur!

Ich erkenne dich, bildender Geist,
Hast dein Siegel in den Stein geprägt!

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius!

Und:

Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seyd ihr
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet!

Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligthum?
Säest Disteln drein?

Während so des Wanderers Gemüth von den erhebenden Betrachtungen über die Würde der Kunst übergeht zu den niederschlagenden Betrachtungen über ihre Schicksale und die Vergänglichkeit ihrer Werke, spricht die Natur ihm wieder Trost und Ruhe zu. Eben die Stätte, die ihn so ernst und feyerlich überzeugt, daß die herrlichsten Werke der Kunst sterblich sind, wie die Hand, die sie bildete, überzeugt ihn auch, daß die Natur ewig lebt,

und in ihren schönen Formen stets sich verjünget:

Wie herrlich Alles
Blüht umher und grünt!

Und gleich bey'm Eingange dieses Paradieses begegnet seinem Auge der schöne Anblick einer Mutter mit ihrem Säuglinge:

O, des süßen Kindes! und o, der glücklichen Mutter!
Wie sie sich einzig in ihm, wie es in ihr sich ergetzt!

Diese begleitet ihn den Felsenpfad hinauf, ohne die sinnvollen Worte zu verstehn, worin ihr Gast seine Empfindung ausdrückt, ohne zu ahnden, welch' eine geweihte Stätte es ist, die ihr Fuß betritt, welche Gottheiten es waren, deren Wohnung sie jetzt einnimmt, und was für Anmuth sie über das Leben Derer verbreiteten, welche sie mit reinem Herzen verehrten. — Durch die Einfalt, womit sie den Wanderer anredet und den Strom seiner Empfindungen so oft unterbricht, und womit sie in wenigen Zeilen die Geschichte ihres ganzen Lebens erzählt, zeigt sie, welch ein

ein beschränktes, und durch die herzliche Liebe, womit sie Mann, Kind und Vater umfaßt; und durch die himmlische Zufriedenheit, welche aus jedem ihrer Worte spricht, zeigt sie, welch ein glückliches Daseyn sie hat. Die wehmüthige Bewunderung, worin den Fremdling der Anblick der zertrümmerten Werke der Kunst; und die sanfte Rührung, worin ihn diese Lieblichkeit der Natur versetzet, vereinigen sich bey ihm in Ein großes Gefühl, und dieses ergießet er sowohl in dem Segen, den er über den Säugling ausspricht, als auch in dem Gebethe am Schlusse, worin er sich für den Rest seines Lebens den einfachsten Genuß der Natur, als das wünschenswürdigste Gut, und als den höchsten Lohn für sein Streben nach Kunst, erfleht.

Das sind die Gesichtspunkte, aus welchen ich diese Poesie betrachte. Wenn ich den Inhalt, die Form und den Ausdruck derselben erwäge; wenn ich bedenke, daß der Dichter den Raum weniger Tritte zu einem Theater gemacht hat, auf welchem wir in

der Geschichte weniger Minuten alles, was die Kunst Herrliches und die Natur Liebliches, was das Schicksal der Menschen Ernstes, und die Bestimmung derselben Erfreuliches hat, auf welchem wir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zu einem großen Ganzen vereinigt, erblicken; wenn ich dann die Mittel bedenke, deren der Dichter sich bedient hat, um die Phantasie zur Hervorbringung aller jener Ideen schöpferisch zu machen, und die genaue Angemessenheit des Ausdrucks; wenn ich dies Alles bey mir überlege: so möcht' ich geneigt werden, zu glauben, daß diese Poesie eine der schönsten wäre. Dennoch begreif' ich sehr wohl, und nicht nur das, sondern ich weiß es aus Erfahrung, daß sie bey'm ersten Lesen oder Anhören ohne Wirkung bleibt. Den großen Sinn derselben kann selbst ein empfängliches Gemüth nur nach wiederholter Betrachtung, nur in seinen reinsten Stunden auffassen. Wer ihn aber einmal aufgefaßt hat, der wird nie müde werden, sie zu betrachten. Denn ist es nicht offenbar? je mehr sich der Kreis unserer Begriffe und Kenntnisse

erweitert, je tiefer wir in das Wesen der Kunst eindringen, je näher wir das wahrhaft Wünschenswürdige kennen lernen, je vertrauter wir mit unserer Natur und Bestimmung werden: desto zahlreicher, lebhafter und anschaulicher müssen die Ideen werden, zu deren Hervorbringung diese Poesie uns veranlaßt; und so kann man mit Wahrheit von ihr, wie von jedem echten Kunstwerke, sagen, daß sie desto mehr an Schönheit gewinnet, je mehr unser eigner Geist an Anmuth gewinnet, und daß das Vergnügen, das sie uns gewähret, mit den Fortschritten unserer Cultur im genauesten Verhältnisse steht. Und eben dadurch macht sich ein solcher Dichter um den Genuß unsres innerlichen geistigen Lebens so hoch verdient. Indem er die Einbildungskraft von den Fesseln befreyt, welche die täglichen Sorgen, Geschäfte und Leidenschaften ihr anlegen, indem er so unser stockendes Innere in eine freye harmonische Thätigkeit setzet: verschafft er uns ein helles Anschauen unserer Selbst. Wenn ich mir den Eindruck denke, den auf einen Mann von unsres großen Frie-

drichs Geiste und Schicksalen ein vollendetes Werk der Poesie von ernstem Inhalte machen müßte: so stell' ich mir vor, daß es sein ganzes Daseyn in Einen Moment concentriren würde, in einen Moment, der ihm in der Jugend die Vorempfindung seines verhängnißvollen Lebens gäbe, und in dem Alter die Erinnerung daran. Und diese Concentrirung der Gefühle, welche macht, daß alles, was wir gedacht und empfunden, was wir gethan und gelitten, daß unser ganzes Geschick, vergangenes und künftiges, an unserm innern Gesichte gleichsam vorüber geht: diese Concentrirung der Gefühle scheinet mir die letzte und höchste Wirkung der Kunst zu seyn; worauf auch der Dichter deutet, wenn er von seiner Muse sagt:

Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt, und was ich recht gethan.

VIII.

Ferner. Aus unserer Hypothese erhellet, daß das Schöne nicht sowohl in dem Kunstwerke vorhanden ist, als vielmehr in dem Geiste dessen, der es betrachtet, ich meine in dem Bilde, das er auf Veranlassung des Kunstwerkes sich schaffet. — Wenn die ältern Dichter, insonderheit Homer und Hesiodus, am Anfange und bey wichtigen Stellen ihrer Werke die Muse anrufen; so ist die Vorstellung, welche hiebey zum Grunde liegt, folgende:

Sie flehen die Göttin an, ihnen Worte vorzusagen, die sie im Herzen nachsingen können. Von dem Sänger ging nach jener Vorstellungsart die Begeisterung über auf den Rhapsoden, und dieser theilte sie dem Zuhörer mit. So entstand, wie Plato scherzhaft sagt, eine lange Kette von Begeisterten, die, wie Magnetensteine, sich an einander reihten, eine Kette, deren erstes Glied

die Muse, deren letztes Glied der Zuhörer, und deren verbindende Mittelglieder Sänger und Rhapsode waren.

Was nun nach jener fabelhaften Vorstellung die Muse für den Sänger, das ist nach unserer Hypothese der Dichter für den Leser oder Zuhörer in Wahrheit: ein Wesen höherer Art, welches durch die Kraft des Gesanges, und durch die Gewalt des Liedes den Leser oder Hörer in eine Stimmung versetzet, derjenigen ähnlich, worin er in Stunden der Begeisterung sich selbst befindet; nur mit dem Unterschiede, daß die Begeisterung des Sängers durch die Muse ein leidentlicher Zustand war, hingegen die Begeisterung des Lesers durch den Dichter ein Zustand der Thätigkeit ist, worin alle Kräfte seiner Seele sich entfesseln und zu einem harmonischen Spiele vereinigen.

In der Geisterwelt herrschet dasselbe Gesetz, das in der Körperwelt herrschet. Die Kraft, welche bewegen soll, muß derjenigen, welche bewegt werden soll, proportionirt seyn.

Es ist also natürlich, was ebenfalls oben

bemerket wurde, daß zwischen dem Dichter, welcher, und dem Leser, dem er gefallen soll, eine gewisse Geistesverwandtschaft statt finden müsse.

Wenn wir uns einen Mann vorstellen, der von dem Glück eine äußere Lage, und von der Natur Talente empfangen hat, die ihn geneigt und fähig machen, sich unablässig mit Empfinden und Denken zu beschäftigen, Tag für Tag die Summe seiner Kenntnisse zu erhöhen, die Gegenstände seiner Theilnahme zu vermehren; einen Mann, der sich für die Schicksale der Menschen im Allgemeinen und im Einzelnen lebhaft interessirt, und mehr oder weniger in sie einwirkt; stellen wir uns einen Mann dieser Art vor: so läßt es sich wohl denken, daß einen solchen selbst mittelmäßige Dichter in ihren Werken eine Zeit lang unterhalten und ergötzen; aber ihm eine dauerhafte, stets wachsende Liebe zu sich abzugewinnen, wird nur dem Dichter gelingen, der es versteht, sein ganzes Innere bedeutend aufzuregen, dadurch daß er die Phantasie herrschend bey ihm macht; und dieses wird nur dem Genie möglich seyn.

Aber eben diese genialischen Werke der Dichter vom ersten Range, da sie in ihren Werken das Reitzende und Rührende, das den Sinnen schmeichelt, und das Wahre und Gute, das den Verstand und die Gesinnungen nährt, zwar nicht verschmähen, aber doch auch nicht unmittelbar beabsichtigen, sondern nur durch die Phantasie zur Phantasie sprechen: wie könnten sie auf Leser Eindruck machen, denen es an dieser schöpferischen Kraft, oder an Ideenvorrath fehlt, um mit ihrem Dichter die Begeisterung zu theilen? Allerdings ist es wahr, daß der Dichter uns die Gegenstände, welche er schildert, eben dadurch auch kennen lehrt, daß er die Seelenkräfte, durch deren Spiel er uns ergötzt, eben dadurch auch übt, daß er uns also den Grad von Bildung, welchen der Genuß des Schönen voraussetzt, gewissermaßen mittheilt; aber auf der andern Seite scheint mir die Bildung, welche die Dichter uns geben, nicht sowohl darin zu bestehn, daß sie uns Talente verschaffen, die wir nicht haben, Gefühle einflößen, die uns fremd sind, mit Begriffen und Kenntnissen

bereichern, die uns ganz neu sind; sondern vielmehr darin, daß sie diese Talente erhöhn, diese Gefühle verfeinern, diese Begriffe und Kenntnisse bestimmen und beleben, und so unser ganzes Wesen reinigen, läutern, lichten.

Ich erkläre mich hierüber an einem Beyspiele. In einem der berühmten Briefe Rousseau's an Malesherbes befindet sich folgende Stelle:

Nachdem Rousseau seinem Freunde das Entzücken geschildert hat, worin ihn, in seiner ländlichen Einsamkeit, das majestätische Schauspiel der Natur so oft versetzte, und die Phantasieen, worauf es ihn leitete, fährt er fort:

„Dennoch gesteh' ich, daß bey dem allen die „Nichtigkeit meiner Chimären mich oft plötzlich „traurig machte. Hätten alle meine Träume sich „in Wirklichkeiten verwandelt: sie hätten mich „nicht befriedigt; ich würde immer noch phanta„sirt, geträumt, gewünscht haben; ich fand in „mir eine unerklärliche Leere, die nichts hätte „ausfüllen können, einen gewissen Drang des „Herzens nach einer andern Art von Genuß, wo„von ich keinen Begriff hatte, und wovon ich

„doch das Bedürfniß fühlte. Aber selbst dies „war Genuß, weil es mich mit einem sehr inni„gen Gefühle durchdrang, und mit einer süßen „Schwermuth erfüllte, die ich nicht hätte entbeh„ren mögen.

„Bald erhob ich von der Oberfläche der Erde „meine Ideen zu allen Wesen der Natur, zu „dem Universum der Dinge, zu dem unbegreif„lichen Wesen, das alles umfaßt. Mein Geist „verlor sich in dieser Unermeßlichkeit; ich dachte „nicht, ich sann nicht, ich philosophirte nicht. „Mit einer Art Wollust fühlte ich mich erdrückt „unter der Last dieses Universums, mit Entzük„ken überließ ich mich der Verworrenheit dieser „großen Ideen, mit Wonne verlor ich in Ge„danken mich im Raume; mein Herz, in die „Grenzen des Wirklichen eingeschlossen, fand sich „hier zu eingeengt. Beklemmt im Universum, „wünscht' ich mich in die Unendlichkeit zu stür„zen. Hätt' ich alle Geheimnisse der Natur ent„hüllet: ich glaube, ich hätte mich in einer we„niger lieblichen Stimmung befunden, als dieses „betäubende Entzücken war, welchem mein Geist „sich unaufhaltsam überließ, und worin ich, hin„gerissen von den Aufwallungen meines Her„zens, Ein Mal über das andre ausrief: O, gro„ßes Wesen! o, großes Wesen! ohne weiter et„was sagen, und denken zu können.

Unter Göthens lyrischen Gedichten befindet sich folgendes:

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt,
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach! an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin! ach wohin!

Hinauf! hinauf! strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe,
Mir! Mir!
In euerm Schooße

Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater.

Vergleichen wir diese Poesie mit jener Schilderung, so sehen wir den philosophischen Dichter, und den dichterischen Philosophen hier einander begegnen.

Es liegt tief in der menschlichen Natur, daß auf die Betrachtung des Schönen die Liebe folgt, d. i. das Verlangen nach Vereinigung mit demselben. Die Natur, als ein todtes empfindungsloses Wesen, ist einer solchen Vereinigung nicht fähig. Daher treibt die Fülle des Herzens die Phantasie an, die einzelnen Theile des schönen Ganzen zu beleben, und den leeren Raum mit menschenähnlichen Wesen zu bevölkern, oder an die Spitze der Dinge Ein höchstes Wesen zu setzen, gegen welche es sich ergießen könne. Dieser Trieb nach Vereinigung mit der schönen Natur scheint mir eine der vornehmsten psychologischen Ursachen von der Religiosität gefühlvoller Menschen zu seyn, und auch

sowohl Rousseau'n als Göthe'n jene Phantasieen eingegeben zu haben.

Bey beyden ist der Gang der Empfindung derselbe, bey beyden wird sie erregt durch die Herrlichkeit der Natur, und bey beyden löset sie sich auf in Religion, bey dem Philosophen in entzückende Bewunderung des höchsten Wesens, bey dem Dichter in Vereinigung mit dem allliebenden Vater. Nur daß der Dichter sich des Mittelzustandes, der von Einer Empfindung zur andern den Uebergang bereitete, viel deutlicher bewußt war, als der Philosoph. Denn was dieser sich nicht erklären konnte, was er (dunkel genug) bald einen Drang des Herzens nach einer andern Art von Genuß, bald eine süße Schwermuth nennt, die er nicht hätte entbehren mögen, das drücket jener mit der größten Klarheit aus in den Zeilen:

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Nun scheinet es mir (und dazu führ' ich dies alles an), daß diese Poesie Jeden ganz gleichgültig lassen muß, und Niemandes

Phantasie schöpferisch machen kann, der nicht etwas Aehnliches von dem, was Rousseau schildert, empfunden hat. Bringt er aber zur Lesung jener Poesie diese Stimmung mit, oder nur Erinnerungen aus seinem Leben, die ihn derselben fähig machen: so wird die Innerlichkeit der Poesie ihm zu Aufschlüssen über sein Herz verhelfen, zu denen selbst der tief und fein fühlende Rousseau über das seinige nicht gelangt war. Diese Innerlichkeit finde ich in den angeführten Zeilen:

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Doch das alles sind vielleicht schon zu viele Worte, um zu beweisen, woran Niemand zweifelt, daß nur Dichter vom ersten Range Leser vom ersten Range befriedigen; und daß nur Leser vom ersten Range durch Dichter vom ersten Range befriedigt werden können. — Aber, könnte man sagen, ist es überhaupt erlaubt, eine solche Eintheilung

zu machen? Hat nicht jeder Leser das Recht, seinen Dichter, und jeder Dichter das Recht, seinen Leser für classisch zu halten? Allerdings; wenn der Zweck der Poesie nur Unterhaltung und Ergötzung ist: so kann von absoluter Vollkommenheit nicht die Rede seyn. Ist aber der Zweck der Poesie Darstellung des Schönen, so wie wir dasselbe erklärt haben: so ist offenbar, daß zu den Dichtern des ersten Ranges nur die gezählt werden können, welche das Talent besitzen, vermittelst der Rede die Einbildungskraft bey Andern herrschend und schöpferisch zu machen. Und das eben ist es, was die Alten unterscheidet, deren Werke nicht unmittelbar darauf abzwecken, zu reitzen, zu rühren, zu belehren, zu bessern, sondern vielmehr darauf, durch zweckmäßige Ideenfülle Einbildungskraft und Verstand zu beschäftigen: durch Ideenfülle die Einbildungskraft, indem sie die Gegenstände so darstellen, daß wir uns aller auf sie Bezug habenden Vorstellungen bewußt werden; und durch Zweckmäßigkeit den Verstand, indem sie in der Wahl, der Verbindung und dem Ausdrucke

ihrer Ideen die genaueste Angemessenheit beobachten.

Ich erkläre mich hierüber an einigen Beyspielen aus der Odyssee und Iliade. — Odysseus landet in Scheria, und erblickt des Faiakischen Königs Alkinoos Tochter, Nausikaa. Betroffen von ihrer Schönheit, redet er sie so an:

Flehend nah' ich dir, Hohe, der Göttinnen oder der Jungfraun!
Bist du der Göttinnen eine, die hoch den Himmel bewohnen,
Artemis gleich dann acht' ich, der Tochter Zeus des Erhabnen,
Dich an schöner Gestalt, an Größ' und jeglicher Bildung;
Bist du der Sterblichen Eine, die rings die Erde bewohnen,
Dreymal selig dein Vater sodann, und die liebende Mutter,
Dreymal selig die Brüder zugleich! Ja, wahrlich ihr Herz muß
Stets von entzückender Wonne, ob deiner Schöne sich heben,
Wenn sie schaun, wie ein solches Gewächs zum Reigen dahertritt.
Aber wie ragt doch jener an Seligkeit hoch vor den andern

Der, mit Geschenk obsiegend, als Braut zu Hause dich führet.
Nie doch erschien ein solcher der Sterblichen mir vor den Augen,
Weder Mann noch Weib; mit Staunen erfüllt mich der Anblick!
Einst in Delos sah ich am Opferaltar des Apollon
Einen Sprößling der Palme so herrliches Wuchses emporblühn.
Denn auch dorthin kam ich, von vielem Volke begleitet,
Jene Fahrt, die das Schicksal zu traurigem Gram mir geordnet!
Und gleich also betrachtet' ich ihn, mit staunendem Herzen,
Lange; denn nie erhub sich ein solcher Stamm aus der Erde.
So dich Mädchen bewundr' ich, und staune dir, zitternd vor Ehrfurcht,
Deine Kniee zu rühren; doch schrecklicher Jammer umringt mich.
Gestern am zwanzigsten Tag' entfloh ich der finsteren Meerfluth.
Rastlos trieb mich indessen die Fluth und der zuckende Sturmwind
Von der ogygischen Insel; doch hieher warf mich ein Dämon,
Daß ich auch hier noch dulde des Wehs: denn schwerlich wird jenes

Endigen; viel noch drohn mir vorher zu erfüllen die Götter.
Aber erbarme dich, Hohe; denn dir nach unendlicher Trübsal
Naht' ich zuerst demüthig, und kenne der andern Menschen
Niemand, welche das Reich in diesem Lande bewohnen.
Zeige mir jetzo die Stadt, und gieb mir ein Stück zur Bedeckung,
Etwa ein Wickeltuch, worin du die Wäsche gebracht hast.
Mögen die Götter dir schenken, so viel dein Herz nur begehret,
Einen Mann, und ein Haus, und beyd' in seliger Eintracht
Segnen sie! Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, dem Feind' ein kränkender Anblick,
Aber Wonne dem Freund', und mehr noch genießen sie selber.

Wenn wir diese Poesie näher betrachten, so finden wir, daß sie einen Kreis von Ideen durchläuft, welche die Schönheit und ihre Wirkung auf das Herz unter allen möglichen Beziehungen darstellen.

Zuerst schildert der Dichter sie von der Seite der Würde, die sie der Nausikaa giebt, und wodurch sie Menschen vergöttert, und Götter vermenschlicht.

Hohe, dir fleh' ich, der Göttinnen oder der Jungfraun.
Bist du der Göttinnen eine, die hoch den Himmel bewohnen;
Artemis gleich dann acht' ich, der Tochter Zeus des Erhabnen,
Dich an schöner Gestalt, an Größ' und jeglicher Bildung.

Dann schildert er sie von der Seite der Anmuth, die sie der Nausikaa giebt, und wodurch sie alles, was ihr nahet, Eltern, Geschwister und Gespielen, erheitert und beglückt.

Bist du der Sterblichen eine, die rings die Erde bewohnen,
Dreymal selig dein Vater sodann und die liebende Mutter,
Dreymal selig die Brüder zugleich! Ja wahrlich, ihr Herz muß
Stets von entzückender Wonne ob deiner Schöne sich heben,
Wenn sie schaun, wie ein solches Gewächs zum Reigen dahertritt.

Dann schildert er sie von der Seite des Reitzes, wodurch sie Lieb' und Sehnsucht erweckt.

Aber wie ragt doch jener an Seligkeit hoch
vor den Andern,
Der mit Geschenk obsiegend als Braut zu Hause dich führet.

Er schildert sie von der Seite des Vorzugs, den sie gewährt, und wodurch sie den, welcher sie hat, über die gemeinen Häupter der Menschen emporhebt.

Nie doch erschien ein solcher der Sterblichen
mir vor den Augen,
Weder Mann noch Weib; mit Staunen erfüllt
mich der Anblick!

Er schildert die Schönheit als eine Zierde der Schöpfung, als einen Schmuck der Natur, der jeden Betrachtenden mit Bewunderung erfüllet.

Einst in Delos sah ich, am Opferaltar des Apollon,
Einen Sprößling der Palme so herrliches Wuchses emporblühn,
Und gleich also betrachtet' ich ihn mit staunendem Herzen
Lange; denn nie erhub sich ein solcher Stamm
aus der Erde!

Endlich schildert er sie von der Seite der Ehrfurcht, die sie einflößt, und des Zutrauens, das sie erweckt, und wodurch sie in eben dem Augenblicke, in welchem sie durch ihre Majestät zurückschreckt, durch ihre Lieblichkeit anlockt, und dem armen Unglücklichen, der ihr hülfeflehend naht, eben so viele Zuversicht einflößt, daß sie retten könne, als Vertrauen, daß sie retten wolle.

So dich Mädchen bewundr' ich, und staune dir, zitternd vor Ehrfurcht,
Deine Kniee zu rühren; doch schrecklicher Jammer umringt mich.
Aber erbarme dich, Hohe! denn dir nach unendlicher Trübsal,
Naht' ich zuerst demüthig, und kenne der andern Menschen
Niemand, welche das Reich in diesem Lande bewohnen.

Und eben derjenigen, welche er bey'm ersten Anblicke als eine Göttin anstaunte, eröffnet er nach einer Bekanntschaft weniger Minuten Bitten und Wünsche, wozu nur eine lange vertraute Gastfreundschaft zu berechtigen scheint.

Zeige mir jetzo die Stadt, und gieb mir ein Stück zur Bedeckung,
Etwa ein Wickeltuch, worin du die Wäsche gebracht hast.
Mögen die Götter dir schenken, was nur dein Herz dir begehret,
Einen Mann, und ein Haus, und beyd' in seliger Eintracht
Segnen sie! Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, dem Feind' ein kränkender Anblick,
Aber Wonne dem Freund', und mehr noch genießen sie selber.

Würde Jemanden das Glück zu Theil, im Laufe seines Lebens die schönsten weiblichen Gestalten, die auf der Erde zerstreut seyn mögen, nach einander zu erblicken: so würde keine derselben eine Empfindung in ihm erwecken, wofür er nicht in dieser Poesie Ausdruck fände. Denn weit entfernt, daß der Dichter die Nausikaa in ihrer Schönheit schildert: so schildert er vielmehr die Schönheit in der Nausikaa, indem er das ganze menschliche Leben in seinen mannigfal-

tigsten Situationen vor unserm Blicke vorüberführt, wie es erscheinet, wenn es von dem Glanze einer weiblichen Schönheit beleuchtet wird.

Ich wähle ein anderes Beyspiel aus der Iliade. Die übermächtigen Troer sind bis dicht vor das Lager der Griechen gedrungen. In dieser Noth läßt Agamemnon dem Achilles Versöhnung antragen, damit er die Griechen aus ihren Drangsalen rette. Die Boten sind mit einer abschlägigen Antwort zurückgekommen. Ueber der Berathschlagung, was nun zu thun sey, ist die Nacht angebrochen.

Der Dichter fährt fort:

Alle sonst bey den Schiffen, die edleren Helden Achaias,
Schliefen die ganze Nacht, von sanftem Schlummer gefesselt.
Nur nicht Atreus Sohne, dem Hirten des Volks Agamemnon,
Nahte der süße Schlaf, da vieles im Geist' er bewegte.

Wie wenn der Donnerer blitzt, der Gemahl der lockigen Here,
Vielen Regen bereitend, unendlichen, oder auch Hagel,
Oder ein Schneegestöber, das weiß die Gefilde bedecket,
Oder des Kriegs weit offenen Schlund, des bitteren Unheils:
So vielfältig erseufzt' im Innersten nun Agamemnon
Tief aus dem Herzen empor, und Angst durchbebte die Brust ihm.
Siehe! so oft er das Feld, das Troische, weit umschaute,
Staunt' er über die Feuer, wie viel vor Ilios brannten,
Ueber der Flöten und Pfeifen Getön, und der Menschen Getümmel.
Aber so oft zu den Schiffen er sah, und dem Volk der Achaier,
Viel alsdann aus dem Haupt mit den Wurzeln rauft' er sich Haare,
Hoch aufflehend zu Zeus, und das edele Herz ihm durchdrang Weh.
Dieser Gedank' erschien dem Zweifelnden endlich der beste,
Erst zu Nestor zu gehn dem Neleiadischen König;
Ob er mit Jenem vielleicht unsträflichen Rath aussönne,
Welcher das Bös' abwehrte von allem Volk der Achaier.

Des Dichters Absicht ist, uns den Agamemnon im Kampfe mit dem Schicksale darzustellen.

Alle unsre Leiden bestehn entweder in Schmerz oder in Furcht.

Der Dichter mahlet uns einen umnachteten, von Blitzen durchkreuzten Himmel, grausenhaft an sich selbst, grausenhafter durch das, was er nach den Religionsbegriffen der damaligen Zeit bedeutete.

Die Uebel, welche uns drücken, rühren her, entweder von der Natur und dem Schicksale, oder von andern Menschen.

Der Dichter erinnert uns an alle die Plagen, welche wie Regenguß, Hagelschlag, Schneegestöber durch die Verwüstungen und Verödungen, die sie anrichten, dem Menschen rauben, was ihn erfreut und was ihm nützt, oder die, wie der Krieg, ihn selbst verschlingen.

Die Leiden, welche von andern Menschen herrühren, entstehn entweder aus dem Glücke unserer Feinde, oder dem Unglücke unserer Freunde.

Der Dichter mahlet uns dicht neben einander zwey Völker, ein siegendes und ein

besiegtes, und zwischen beyden in der Mitte erblicken wir den Agamemnon, der von dem freudigen Taumel des einen, worin es bey'm Scheine der Fackeln, und dem Klange der Flöten, die Nacht durchtanzt und durchsingt, eben so tief gekränkt wird, als durch die schauerliche Stille des andern, mit der es sich, ermüdet von den Drangsalen des Tages, einem betäubenden Schlafe überläßt.

Was die Wirkung anbetrifft, welche das Unglück auf uns thut; so ist sie zwiefach: entweder wir erliegen, oder wir widerstehn; und in diesem Falle sehn wir uns nach Hülfe um, entweder bey einem Gotte, oder bey uns selbst, oder bey Andern.

In jedem dieser Zustände erblicken wir abwechselnd den Agamemnon: wir sehn ihn voll Verzweiflung sich das Haar ausraufen, wir hören ihn hoch zu Zeus auffiehn; und endlich faßt er den Entschluß, sich mit dem Nestor zu berathschlagen.

Und so läßt sich mit Wahrheit sagen, daß es kaum ein Leiden giebt, an welches wir in dieser Poesie nicht erinnert würden, daß

wir in dem unseligen Könige das Schicksal der Menschheit erblicken, und daß wir in dieser Poesie, wie in einem Spiegel, alles Unglück vereinigt sehn, dem unser Geschlecht unterworfen ist.

So viel von der Ideenfülle in den beyden angeführten Poesien. Ueber die Zweckmäßigkeit in denselben, da ich von dieser in den folgenden Abschnitten ausführlicher handle, mache ich nur eine einzige Bemerkung. Sie zeigt sich in der Art, wie die Phantasie schöpferisch gemacht wird. Da es dem Dichter in der zuerst angeführten Schilderung nicht darauf ankam, uns zu zeigen, worin die Schönheit der Nausikaa bestanden, in welchen Formen und Farben, sondern nur wie groß sie gewesen sey; und da es ihm in der zweyten Schilderung nicht darauf ankam, zu zeigen, von welcher Art das Unglück des Agamemnon gewesen, sondern nur, wie schwer und wie drückend es auf ihm gelegen habe: so ist es im höchsten Grade zweckmäßig und der beabsichtigten Wirkung vollkommen ge-

mäß, daß er die Phantasie durch Zusammendrängung des Mannigfaltigen schöpferisch macht.

Hingegen in folgender Stelle, wo der Dichter den schlafenden Odysseus auf der Ueberfahrt nach Ithaka schildert, konnt' es ihm nicht darauf ankommen, den Eindruck, welchen dieser Anblick auf uns gemacht haben würde, nach seiner Stärke, sondern es mußte ihm darauf ankommen, ihn nach seiner Eigenthümlichkeit darzustellen. Diese Eigenthümlichkeit liegt darin, daß Odysseus in jenem Schlafe nicht von den Geschäften und Mühseligkeiten eines Tages, sondern von der Geschäftigkeit und den Mühseligkeiten eines langen unglücklichen Lebens ausruht, und während dieser tiefen Ruhe ohne sein Zuthun erlangt, wonach er vorher mit der größten Anstrengung vergebens gestrebt hatte, die Rückkehr in die Heimath. Es ist also im höchsten Grade zweckmäßig, und der beabsichtigten Wirkung vollkommen angemessen, daß der Dichter hier die Phantasie durch Innerlichkeit schöpferisch macht.

*) — da stieg er selber hinein, und legte sich nieder,
Und ihm sank auf die Augen ein sanft betäubender Schlummer,
Unerwecklich und süß, und fast dem Tode vergleichbar.

**) Und es flog der schneidende Kiel durch die Wogen des Meeres,
Tragend den Mann, an Weisheit unsterblichen Göttern vergleichbar,
Welcher vordem so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Schlachten umher der Männer, und schreckliche Wogen durchstrebend,
Und nun schlief er so ruhig und all sein Leiden vergessend.

Ist es aber wahr (um auf das zurückzukommen, zu dessen Erläuterung ich diese Beyspiele angeführt habe), daß die Verbindung der höchsten Fülle von Ideen mit der höchsten Zweckmäßigkeit in der Darstellung derselben, dasjenige ist, was die Werke der Alten unterscheidet: so läßt sich wiederum

*) Odyssee v. Voß. Ges. XIII. V. 79.
**) Ebendaselbst V. 88.

erklären; was ebenfalls oben bemerket wurde, 1) daß sie Niemanden mißfallen können: denn das Mißfällige entsteht nur aus Mangel an Einheit, Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit; 2) daß sie nicht Jedermann gefallen können: denn sie wirken nicht unmittelbar darauf hin, durch Erregung starker Gefühle zu interessiren, und den Leser oder Hörer in den leidentlichen Zustand des Genusses zu versetzen, wofür Jedermann Sinn hat, sondern vielmehr darauf, durch ein phantasiereiches Ideenspiel des Lesers oder Hörers Selbstthätigkeit zu erwecken, und sein Gemüth mehr in den Zustand allgemeiner Betrachtung, als in den Zustand einer bestimmten Empfindung zu versetzen.

Eben diese Ursache aber, welche sie für die gewöhnliche Classe der Leser gleichgültig machen, giebt ihnen für die mehr gebildeten so viel Anziehendes.

Je weiter nemlich der Mensch in der Ausbildung seines Kopfes und Herzens, seines Verstandes und Charakters fortschreitet; je zahlreicher und mannigfaltiger die Empfindungen und Begriffe sind, die er durch

Erfahrung und Unterricht einsammelt; je inniger seine Theilnahme wird an dem Schicksale und der Bestimmung des Menschen überhaupt, und derer insonderheit, mit welchen er lebt; je mehr er selbst gethan und gelitten; mit Einem Worte, je mehr er von der ihn umgebenden Welt in sich aufgenommen hat, und je stärker er das Bedürfniß fühlt, es wieder auszuprägen in Worten und Thaten: desto werther, ja desto heiliger möcht' ich sagen, muß er Dichter halten, welche ihn in den Stand setzen, des Besten, was er gedacht und empfunden, dadurch froh zu werden, daß sie die Einbildungskraft bey ihm herrschend machen.

IX.

Bis jetzt haben wir aus unserer Hypothese diejenigen Erscheinungen zu erklären gesucht, welche sich ergaben, da wir das Schöne mit dem Angenehmen verglichen. Es ist nun noch übrig, diejenigen zu erklären, welche sich ergaben, da wir das Schöne mit dem Guten und Wahren verglichen. Dazu ist aber nöthig, vorher zu untersuchen, welchen Antheil an der Hervorbringung und dem Genusse des Schönen der Verstand hat, d. h. worin die zu demselben gehörende Zweckmäßigkeit bestehe.

Es giebt eine doppelte Zweckmäßigkeit, eine innere, und eine äußere. Jene besteht in der Uebereinstimmung aller Theile eines Dinges unter sich, und heißt Vollkommenheit; diese besteht in der Uebereinstimmung eines Dinges zu etwas außer ihm befindli-

chen

chen, und heißt Nützlichkeit. Ein nützliches Werk der Natur ist ein Baum, wegen der Früchte, womit er uns sättigt, wegen des Schattens, womit er uns erquickt; ein vollkommnes Werk ist er, wegen der regelmäßigen Structur aller seiner Theile. — Die Zweckmäßigkeit, welche zur Schönheit gehört, ist verschieden, sowohl von der Vollkommenheit als von der Nützlichkeit. Sie ist verschieden von der Nützlichkeit: denn es giebt Poesien die zu einer bestimmten Absicht sehr nützlich sind, ohne schön zu seyn; es giebt andre, die sehr schön sind, ohne in irgend einer Rücksicht nützlich zu seyn; es giebt noch andre, in denen zwar das Nützliche mit dem Schönen verbunden ist, doch so, daß die Wahrnehmung der Nützlichkeit nicht den geringsten Antheil an unserm Wohlgefallen hat.

Als Beyspiele der ersten Art kann man die Freyheitslieder anführen, an denen unser Zeitalter so reich ist. Gewiß hat dieses oder jenes unter ihnen auch poetischen Werth; nur muß man, so fern man sie als Kunstwerke betrachtet, nicht das zu ihrem Lobe an-

führen, daß sie vorzüglich geschickt sind, den Pöbel zu Factionswuth zu entflammen, und zaghafte Legionen trunken in's feindliche Feuer zu führen.

Haben sie kein andres Verdienst, so machen sie der Klugheit oder dem Patriotismus ihrer Verfasser Ehre, aber gewiß nicht ihrem Kunstsinne. Wie? oder wollen wir die Poesie so herabwürdigen, daß wir den Werth ihrer Werke nach dem Enthusiasmus, den sie hervorbringen, beurtheilen, nach einem Enthusiasmus welchen viel schlechtere Mittel eben so gut hervorbringen können?

Als ein Beyspiel der zweyten Art diene folgendes Gedicht von Göthe:

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält.
Vergess' ich doch, vergess' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet,
Und ach! ich fühle, nah und fern
Ist mir noch manches zubereitet.
O, wäre doch das rechte Maaß getroffen!

Was bleibt mir nun, als eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Dieses Gedicht reitzt nicht, rührt nicht, belehrt nicht, bessert nicht. Was thut es denn? Es gefällt.

Um zu zeigen, daß es auch Beyspiele der dritten Art giebt, berufe ich mich auf den Schluß des sechsten Buchs der Aeneide. Die Absicht des Dichters, durch die Art, wie er den Anchises des Marcellus in der Unterwelt erwähnen läßt, dem Augustus zu schmeicheln und ihn zu trösten, ist unverkennbar, und so vollkommen erreicht, daß jene herrliche Poesie auch in dieser Rücksicht für ein Meisterstück gelten kann; und gleichwohl ist unser Wohlgefallen an ihr von dieser Beziehung ganz unabhängig.

So wie aus diesen Beyspielen erhellet, daß die Zweckmäßigkeit, welche zur Schönheit gehöret, verschieden ist von der Nützlich-

keit, eben so verschieden ist sie von der Vollkommenheit. Unter vielen Beyspielen, die ich deswegen anführen könnte, wähl' ich eins aus dem Messias. Der Vater der heiligen Menschen sieht Gott wandeln, und spricht:

Das ist Gott, versammelte Kinder, der mich und euch alle
Zu Lebendigen schuf; der jene Thäler mit Blumen,
Diese Berge mit Wolken umkränzte!
Der erschien mir im wehenden Haine des Paradieses,
Als er aus Erde zum Menschen mich schuf; der führte mich segnend
Eurer Mutter Umarmungen zu. Sprich Ceder und rausche!
Sprich! denn unter dir sah ich ihn wandeln. Reißender Strom steh!
Steh dort! Denn da ging er hinüber. Du sanfteres Athmen
Stiller Winde, lisple von ihm, wie du lispeltest, als Er,
Ach der Unendliche! lächelnd von jenen Hügeln herabkam.
Steh vor ihm Erd' und wandle nicht fort! wie du ehemals standest,
Als er über dir ging, als sein erhabneres Antlitz

Wandelnde Himmel umflossen, als seine göttliche Rechte
Sonnen hielt und wog, und Morgensterne die Linke.

Wie? ein Gott, der unter einer Ceder wandelt, über einen Strom schreitet, von einem Hügel herabsteigt; und ein Gott, der über die Erde geht, so daß sein Haupt wandelnde Himmel umfließen, und daß er in seinen Händen Weltkörper hält und trägt, welche Widersprüche! Dennoch ist diese Poesie sehr schön, weil die an einander gereihten Vorstellungen sich zwar nicht nach Naturgesetzen, aber doch nach Verstandesgesetzen vereinigen lassen, in so fern sie alle übereinstimmen, die Gnade und Milde und Herrlichkeit und Majestät des Schöpfers darzustellen.

X.

Und eben in einem solchen Zusammenhange der Ideen der Phantasie nach Verstandesgesetzen, besteht die Zweckmäßigkeit, welche zur Schönheit gehört.

Das Grundgesetz des Verstandes ist der Satz der Einstimmung, welcher so lautet: Nichts denkbares kann sich widersprechen. Folglich zeigt jene Zweckmäßigkeit sich zuerst darin, daß keine der Ideen, welche die Phantasie in sich hervorzurufen veranlaßt wird, mit dem Begriffe des Verstandes, auf welchen sie sich beziehn, in Widerspruch steht. Ich wähle, um dies zu erläutern, die Erkennungsscene zwischen der Iphigenia und dem Orest bey Göthe zum Beyspiele.

Bey den, jeden Leser und Hörer erschütternden Worten: Ich bin Orest! bleibt Iphigenia ruhig, und läßt ihren Bruder, ohne ihn zu unterbrechen, fortreden. Erst nachdem er sich entfernet hat, und weit genug

entfernet hat, um nicht mehr von ihr gehört werden zu können, eröffnet sie ihren Mund, und ergießt ihre Empfindungen in ein Dankgebeth an die Götter:

So steigst du denn Erfüllung, schönste Tochter
u. s. w.

Einen ganz andern Eindruck macht die Erkennung auf den Orestes.

Die Worte: Sieh Iphigenien! ich lebe! erwiedert er mit einem kalten zweifelhaften: Du! Als der Zweifel verschwindet, da ist es nicht die Freude, daß er in der Priesterin die Schwester, sondern die Verzweiflung, daß er in der Schwester die Priesterin findet, ist es, die sich seiner ganzen Seele bemächtigt, und in diese Worte ausbricht:

Unselige! so mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unsres Hauses sehn!

Diese Scene scheinet mir wegen des genau wahren Ausdrucks der Leidenschaft, nach dem oben aufgestellten Grundsatze von der Zweckmäßigkeit, sehr schön zu seyn. Wenn uns etwas ganz Unerwartetes begegnet, wenn wir plötzlich etwas Außerordentliches erblik-

ken, wird der Fortgang unserer Gedanken gehemmt, und unser Geist steht eine Zeit lang still. Auf diesen Stillstand folgt eine desto stärkere Ergießung unserer Empfindungen, die aus dem Innersten unseres Herzens hervorquellen, und worin sich mehr, als in irgend etwas anderm, die Eigenthümlichkeit unserer Sinnesart zeigt. Daher das anfängliche Schweigen und darauf folgende Gebeth der Iphigenia; daher die anfängliche Kälte und der darauf folgende Wahnsinn des Orestes.

Einer der Hauptzüge in dem Charakter der Iphigenia nemlich, ist Frömmigkeit. Gleich in dem ersten Monologe verwandelt sich der Ausdruck ihrer Sehnsucht nach dem Vaterlande; und in der Unterredung mit dem Orestes der Ausdruck jedes ihrer Schmerzen über das Schicksal ihres Hauses, in ein Gebeth. Mit der Idee, welche uns von ihrem Charakter vorschwebt, stimmt es also vollkommen überein, daß sie auch bey der Erkennung des Orestes die Freude über ihr lang gewünschtes, aber nicht gehofftes Glück in ein Gebeth ergießt, in ein Gebeth, welches

alle vorhergehenden an inniger Andacht übertrifft, und woran von der aus Freud', und Leid gemischten Empfindung, die ihre Seele füllt, nur jene Antheil hat.

Den Orestes hingegen führt alles tief in sich selbst hinein; alles erinnert ihn an seine schwere Schuld und an sein schreckliches Schicksal. Das zeigt sich in der Unterredung zwischen ihm und dem Pylades; das bestätigt dieser ausdrücklich in den Worten, womit er ihn der Priesterin empfiehlt:

Erbarme meines Bruders dich.
O! sag ihm bald ein gutes holdes Wort;
Doch schone seiner, wenn du mit ihm sprichst,
Das bitt' ich eifrig: denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerstes ergriffen und zerrüttet;
Ein fieberhafter Wahnsinn fällt ihn an,
Und seine schöne freye Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Mit der Idee, die uns von seinem Charakter vorschwebt, stimmt es also vollkommen überein, daß von der aus Leid und Freude zusammen gesetzen Empfindung, welche die Erkennung seiner Schwester in ihm erweckt,

jenes die Oberhand gewinnet, und ihn in Wahnsinn stürzet.

Um deutlich zu machen, worin eine durchaus zweckmäßige Charakterschilderung bestehe, will ich, was die Griechische Iphigenia bey'm Euripides sagt und thut, mit dem vergleichen, was die Deutsche Iphigenia bey Göthe sagt und thut. Diese beyden großen Dichter haben den Charakter ihrer Heldin ganz verschieden gefaßt.

Der Hauptzug in dem Charakter der Griechischen Iphigenia ist eine gewisse unweibliche Härte. Sie nähret fortdauernden Groll gegen ihren Vater, der sie in's Elend gestürzet. Gegen den Menelaus und die Helena ist sie von solchem Hasse erfüllt, daß sie nichts mehr wünscht, als ein Schiff möchte sie zu ihr führen, damit sie Taurien in Aulis verwandeln und Rache nehmen könne. Diese Härte hat gemacht, daß sie, obgleich ungern, doch endlich sich in die Sitte der Barbaren gefügt hat, der Diana die ankommenden Fremdlinge zu opfern, und daß sie aus

Eigennutz nur Einmal ihrer Priesterpflicht vergißt. Ihr ungestümes Verlangen nach der Rückkehr in's Vaterland macht ihr den Aufenthalt bey den Barbaren unerträglich, und äußert sich nicht selten in lauten Schmähungen gegen die Göttin, welche sie nach Taurien entrückt hatte.

Der Hauptzug in dem Charakter der Deutschen Iphigenia ist die höchste Milde; eine Milde, die sich selbst den rohen Scythen mitgetheilt, sie vom blutigen Opferdienst entwöhnt, und zu Verehrern des heiligen Gastrechts gemacht hat.

Das bestätigt Thoas, wenn er sagt:

Kein Fremder nahet glücklich unserm Ufer;
Von Alters her ist ihm der Tod gewiß.
Nur Du hast mich mit einer Freundlichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald stille Neigung einer Braut zu sehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefesselt, daß ich meiner Pflicht vergaß.

Diese Milde macht es ihr unmöglich, irgend einer unfreundlichen Neigung Raum zu geben. Ohne den Vater anzuklagen, betrachtet sie ihr unglückliches Schicksal als eine Fü-

gung der Göttin, von welcher sie Rettung erwartet. Die lange und tiefe Einsamkeit, und der beständige Umgang mit den Himmlischen hat ihr ganzes Wesen verklärt und geheiligt, ohne doch ihren Empfindungen etwas von ihrer Lebhaftigkeit und Innigkeit zu rauben.

So verschieden sind die Charaktere, welche Euripides und Göthe unter demselben Namen schildern; aber Beyde sind auch dem einmal aufgestellten Ideale so treu geblieben, daß kein Wort der Griechischen Iphigenia sich in dem Munde der Deutschen, und kein Wort der Deutschen sich in dem Munde der Griechischen denken läßt.

Gleich in dem ersten Monolog erwähnt Iphigenia bey'm Euripides ihres Vaters mit diesen Worten:

*) Mich opferte um Helena mein Vater, wie er wähnt,
In Aulis hochberühmter Bucht der Artemis.

Bey Göthe thut sie's mit den Worten:

Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
Den du die Tochter fodernd ängstigtest u. s. w.

*) Iph. in Taurien. V. 8.

Bey'm Euripides hat Iphigenia einen bedeutenden Traum gehabt, woraus sie den Tod ihres Bruders Orestes schließt. Gleich nachdem sie diesen Traum ihren Jungfrauen erzählt hat, wird ihr berichtet, es wären Fremdlinge angekommen, deren schleunige Opferung das Gesetz gebiete und der König verlange.

Sie sagt:

*) O, armes Herz, wie warst du Fremden sonst
Ein Herz der Milde, voll von zartem Mitgefühl,
Dem Zug des Blutes weihend stets der Thräne Zoll,
So oft dir Griechen fielen in die strenge Hand!
Doch nun, erbittert durch der Träume grause Schau,
Die mir Orestes zeigten schon des Tags beraubt,
Sollt ihr mich eure Feindin, wer auch komme, sehn.
Ja, es ist wahr ihr Lieben, mich empört der Gram.
Elende können solchen, die es minder sind,
Gefoltert grausam selber, nimmer gütig seyn.

*) Eben daselbst V. 244.

Bey Göthe dringt der aufgebrachte König in sie, das Opfer zu beschleunigen.

Sie erwiedert:

Löst die Erinnerung des gleichen Schicksals
Nicht ein verschloßnes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn meins! In ihnen seh ich mich.
Ich habe vor'm Altare selbst gezittert,
Und feyerlich umgab der frühe Tod
Die Knieende; das Messer zuckte schon,
Den lebenvollen Busen zu durchbohren.
Mein Innerstes entsetzte wirbelnd sich;
Mein Auge brach, und ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt,
Unglücklichen nicht zu erstatten schuldig?

Die Fremdlinge werden vor sie gelassen. Bey dem Euripides erkundigt sie sich zuerst nach denen, die sie haßt, und vernimmt mit Schadenfreude und triumphirender Rachbegierde des Kalchas und Achilles Tod, des Odysseus häusliches Unglück, und mit bittern Verdrusse der Helena und des Menelaus Rückkehr nach Sparta.

Bey Göthe erwähnt Iphigenia der Helena nicht, sie erkundigt sich nur nach denen, diesie liebt; und selbst als sie Achilles und

Patroklus Tod vernimmt, ruft sie mit Wehmuth aus:

So seyd ihr Götterbilder auch zu Staub!

Als der Fremdling den schmäligen Tod des Agamemnon berichtet, ruft Iphigenia bey'm Euripides aus:

O! thränenwerth der Todte und die Tödtende!

Bey Göthe macht dies einen viel stärkern Eindruck auf sie. Sie verhüllet ihr Haupt, und entfernet sich schnell mit den Worten:

Es ist genug, du wirst mich wiedersehn! —

Auch das ist sehr charakteristisch, daß bey'm Euripides die Erkennung Folge eines eigennützigen Anschlags ist, den Iphigenia zu ihrer Rettung macht, und äußerer Zeichen zur Bestätigung bedarf, bey Göthe eine Folge ihrer mitleidigen Theilnahme an dem Schicksale des Fremdlings, und keiner äußern Zeichen zur Bestätigung bedarf; ferner, daß die Griechische Iphigenia sich nicht scheuet, das Bildniß der Diana zu entwenden, die Deutsche hingegen zu ihrer und der Ihrigen Rettung nicht einmal ein unwahres Wort zu sprechen wagt.

Denn, sagt sie,

Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz.

XI.

Nicht weniger, als in der Beschaffenheit der Ideen, zeigt sich die Zweckmäßigkeit, welche zur Schönheit gehört, in der Verbindung derselben. Ein zweytes Gesetz des Verstandes ist der Satz der Ursachlichkeit, nach welchem alles Denkbare und Mögliche in etwas Anderm, und alles Erkennbare und Wirkliche in etwas Vorhergehendem gegründet seyn muß. Damit nun diesem Gesetze gemäß die Phantasie sich bewege, müssen die successiven Theile, aus welchen jedes Werk der Poesie besteht, so mit einander verknüpfet seyn, daß sie als Ursachen und Wirkungen, als Gründe und Folgen, zusammenhangen; jedes Werk muß Anfang, Mitte und Ende haben, und so ein in sich vollendetes Ganzes bilden.

Angenehm und lehrreich ist es, in die innerliche Organisation vortrefflicher Werke einzudringen und sich selbst Rechenschaft ab-

zulegen, warum ihre Verfasser diesen und keinen andern Anfang, diese und keine andern Uebergänge, diesen und keinen andern Schluß gewählt haben.

Wenn man Klopstocks Elegie Selmar und Selma mit der vierzig Jahre später gedichteten Ode von ähnlichem Inhalte, dem Bündnisse, vergleicht; so wirft man sich leicht die Frage auf: warum fängt die Elegie mit Selmars, und die Ode mit Selma's Worten an? Ich glaube diese Frage beantworten zu können. Die Elegie enthält Klagen, welche die Liebenden gegen einander ergießen über den unsäglichen Gram, der nach dem Tode des einen den andern verzehren würde. Die Ode enthält Tröstung: denn die Liebenden versprechen darin einander, auch nach ihrem Tode die Süßigkeit ihres Umgangs durch liebliche Erscheinungen fortzusetzen.

In beyden Poesien ist des Dichters Absicht, in dem Wettstreite der Zärtlichkeit Selma den Sieg davon tragen zu lassen.

Mit dieser Absicht hätte es gestritten, wenn sie die ersten Worte der Klage, und

Selmar die ersten Worte des Trostes gesprochen hätte.

Sie selbst sagt in der Elegie ausdrücklich:

> Selmar, ich sterbe nach dir. Das ist es, was ich vom Schicksal
> Lang mit Thränen erbat —

woraus man siehet, daß sie viel früher gedacht hatte, woran Selmar jetzt zum ersten Male denkt, daß sie viel früher und viel ängstlicher um ihn besorgt gewesen war, als er um sie, daß sie also alles vermeiden mußte, was ihn an seine Trennung von ihr hätte erinnern können, da sie durch ihr Gebeth an das Schicksal die Schmerzen derselben von ihm auf sich abgewandt hatte.

Aber nicht weniger als in der Ersparung vermeidlicher Schmerzen zeigt sich die Zärtlichkeit in der Linderung wirklicher Schmerzen. Eben das feinere Gefühl, und eben die innigere Liebe, die ihren Mund so lange verschloß, um ihren Freund durch Klagen nicht zu betrüben, mußte ihn zuerst öffnen, um Trost ihm anzutragen.

Daher ist sie es, welche anfängt:

Selmar, dein Wort: Du erscheinst, stirbst du
vor, mir
Deiner Selma! O, geuß den Balsam
In die Wunde der Verlaßnen!
Selmar dein heiliges Wort!

Aehnliche Betrachtungen lassen sich anstellen über die Gedankenverbindung in desselben Dichters Ode an Ebert.

Diese Poesie fängt an mit dem Ausdrukke des Schreckens, eines Schreckens, der schon einmal des Dichters Gemüth ergriffen und geängstet hatte, und der bey seiner Wiederkehr dasselbe zwar weniger heftig, aber nicht weniger tief, erschütterte.

Der Schrecken ist eine uns plötzlich überfallende Furcht, welche die freye Thätigkeit der Seele hemmt, den natürlichen Lauf unserer Gedanken unterbricht, und uns in einen Zustand versetzet, in welchem tausendfach sich durchkreuzende Vorstellungen das Gemüth bestürmen.

Daher am Anfange des ersten Theils dieser Poesie die lange Klage, ohne den Ge-

genstand derselben auszusprechen; daher die gehäuften Bilder und Apostrophen an das Kelchglas, an die Thränen, an Ebert, an den Donner; daher das Unerwartete, Rauhe und Harte in den Uebergängen, welches den Strom der Gedanken einem in den mannigfaltigsten Windungen über Klippen sich hinstürzenden Gießbache ähnlich macht:

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholey!
Ach! du redest umsonst, vordem gewaltiges Kelchglas,
Heitre Gedanken mir zu!
Weggehn muß ich, und weinen! Vielleicht daß die lindernde Thräne
Meinen Gram mir verweint!
Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu.
Wäret ihr nicht, und könnte der Mensch sein Leiden nicht weinen;
Ach! wie ertrüg' er es da!
Weggehn muß ich und weinen! Mein schwermuthsvoller Gedanke
Bebt noch gewaltig in mir.
Ebert! sind sie nun alle dahin; deckt unsere Freunde

Alle die heilige Gruft;
Und sind wir — zween Einsame — dann von allen noch übrig!
Ebert! verstummst du nicht hier?
Sieht dein Auge nicht trüb' um sich her, nicht starr ohne Seele?
So erstarb auch mein Blick!
So erbebt' ich, als mich von allen Gedanken der bängste,
Donnernd das erste Mal traf!
Wie du einen Wandrer, der zueilend der Gattin
Und dem gebildeten Sohn,
Und der blühenden Tochter, nach ihrer Umarmung schon hinweint,
Du den, Donner, ereilst,
Tödtend ihn fassest, und ihm das Gebein zu fallendem Staube
Machst, triumphirend alsdann
Wieder die hohe Wolke durchwandelst: so traf der Gedanke
Meinen erschütterten Geist,
Daß mein Auge sich dunkel verlor, und das bebende Knie mir
Kraftlos zittert' und sank.

Haben wir uns lange genug mit der Größe des uns drohenden Unglücks beschäftigt, so richten wir unsern Blick auf die Beschaffen-

heit desselben, und stellen uns die einzelnen Theile vor, aus welchen es zusammengesetzt ist. Der Schrecken hört auf, und an seine Stelle tritt Wehmuth. Daher der Uebergang:

Ach, in schweigender Nacht, ging mir die Todtenerscheinung
Unserer Freunde vorbey!
Ach, in schweigender Nacht erblickt' ich die offenen Gräber
Und der Unsterblichen Schaar!

Die Wehmuth ist eine sanfte, aus Lust und Unlust gemischte Empfindung, während welcher die Seele ruhig bleibt, und gern bey der süßen Erinnerung an den Werth der Güter verweilt, deren Verlust sie erlitten hat, oder fürchtet. Daher in den folgenden Versen die Lieblichkeit der Bilder, der sanfte Fluß der Gedanken.

Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Gisecke lächelt,
Wenn, von der Radikinn fern,
Unser redlicher Cramer verwes't; wenn Gärtner, wenn Rabner
Nicht Sokratisch mehr spricht;

Wenn in des edelmüthigen Gellert harmonischem Leben
Jede Saite verstummt;
Wenn, nun über der Gruft der freye gesellige Rothe
Freudegenossen sich wählt;
Wenn der erfindende Schlegel aus einer längern Verbannuug
Keinem Freunde mehr schreibt!
Wenn in meines geliebtesten Schmidts Umarmung mein Auge
Nicht mehr Zärtlichkeit weint;
Wenn sich unser Vater zur Ruh, sich Hagedorn hinlegt:
Ebert, was sind wir alsdann,
Wir Geweihten des Schmerzes, die hier ein trüberes Schicksal
Länger, als alle sie, ließ?

Je länger wir bey dem, was uns drohet, verweilen, je näher wir es betrachten, je vertrauter wir damit werden, desto mehr verliert die Furcht von ihrem Schreckhaften, desto mehr nähert sie sich der Bangigkeit; einer Bangigkeit, welche die Gefahr größer vorstellt, als der anfängliche Schrecken, aber zugleich die Seele ruhig und besonnen genug läßt, um an sich selbst zu denken und Entschlüsse zu fassen.

Stirbt dann auch Einer von uns (mich reißt mein banger Gedanke
Immer nächtlicher fort!)
Stirbt dann auch Einer von uns, und bleibt nur Einer noch übrig;
Bin der Eine dann ich;
Hat mich dann auch die schon geliebt, die künftig mich liebet,
Ruht auch sie in der Gruft;
Bin dann ich der Einsame, bin allein auf der Erde:
Wirst du, ewiger Geist,
Seele zur Freundschaft erschaffen, du dann die leeren Tage
Sehn, und fühlend noch seyn?
Oder wirst du betäubt zu Nächten sie wähnen, und schlummern
Und gedankenlos ruhn?
Aber du könntest ja auch erwachen, dein Elend zu fühlen,
Leidender, ewiger Geist.
Rufe, wenn du erwachst, das Bild von dem Grabe der Freunde,
Das nur rufe zurück!

Eine langedauernde immer zunehmende Aengstlichkeit geht endlich in den Schmerz über. Das Ferne wird nah, das Mögliche wirklich, das Künftige gegenwärtig. Wir

fürchten nicht mehr zu leiden; wir leiden wirklich.

O, ihr Gräber der Todten! ihr Gräber meiner Entschlafnen!
Warum liegt *) ihr zerstreut?
Warum liegt ihr nicht in blühenden Thalen beysammen
Oder in Hainen vereint?
Leitet den sterbenden Greis! Ich will mit wankendem Fuße
Gehn, auf jegliches Grab,
Eine Zypresse pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
Für die Enkel erziehn,
Oft in der Nacht auf biegsamen Wipfel die himmlische Bildung
Meiner Unsterblichen sehn,
Zitternd gen Himmel erheben mein Haupt, und weinen, und sterben!
Senket den Todten dann ein,
Bey dem Grabe, bey dem er starb! nimm dann, o Verwesung,
Meine Thränen und mich!

Bis zu einem gewissen Grade können wir den Schmerz dulden. Geht er darüber hin-

*) Man bemerke hier den Uebergang aus dem Futurum in's Präsens.

aus, so muß er uns überwältigen, oder verlassen.

Daher der Schrey der Verzweiflung, womit diese Poesie endigt:

Finstrer Gedanke, laß ab! laß ab in die Seele zu donnern!
Wie die Ewigkeit ernst,
Furchtbar, wie das Gericht, laß ab! Die verstummende Seele
Faßt dich, Gedanke, nicht mehr.

Aus dieser Zergliederung erhellet, daß in dieser Poesie die Ideen nach dem Gesetze der Ursachlichkeit auf einander folgen, und daß sie also die Einbildungskraft in vollkommner Einstimmung mit dem Verstande bewegt.

Als ein meisterhaft organisirtes, und in allen seinen Theilen nach dem Gesetze der Ursachlichkeit auf das zweckmäßigste verbundenes Ganzes von anderer Art und größerm Umfange kann man den Oedipus des Sophokles anführen.

Den Anfang der Handlung macht die Zubereitung des Sühnopfers, welches der

Priester, an der Spitze einer Schaar flehender Greise, Männer und Kinder, dem Gotte bringt, um das fluchbeladene Theben von der Pest zu befreyen, womit es geplagt wurde.

Oedipus tritt auf, und spricht den Jammernden Trost zu durch die Versicherung, daß er den Kreon nach Delphi gesandt habe, um vom Orakel zu erforschen, was die Stadt retten könne *).

Kaum hat Oedipus diese Worte gesprochen, so erscheint Kreon, und verkündigt: der Gott befehle, des Landes Scheusal, den Mörder des Lajos, zu verjagen, der mitten unter ihnen lebe **).

Diese Antwort thut eine doppelte Wirkung auf den Oedipus: sie entflammt seinen Zorn gegen den Verbrecher, und seine Begierde, ihn zu erforschen. Jener giebt ihm den Fluch ein, den er über den Thäter und seine Verheeler ausspricht ***); diese macht,

*) Oedipus in Theben, 1 — 85 nach der Stollbergischen Uebersetzung.

**) V. 110 und folgende

***) V. 225 — 290

daß er den Seher Teiresias rufen läßt, und ihm befiehlt, des Gottes Worte zu deuten *).

Teiresias, nach langem Weigern ihm Rede zu gestehn, spricht endlich:

Des Mannes Mörder, den du suchst, bist du.
Mit deinen Lieben lebst du unbewußt
Ein schnödes Leben, siehst dein Unglück nicht.
Dich zeuget dieser Tag, und tödtet dich.

Oedipus, seiner Unschuld, und seiner Verdienste um Theben sich bewußt, und des eben ausgesprochnen Fluches eingedenk, wird hiedurch zum heftigsten Zorne gereizt, erst gegen den Teiresias, dann gegen den Kreon, welchen er in Gegenwart des Chors beschuldigt, den Lügenseher gegen ihn empört zu haben, und ihm nach dem Throne zu streben.

Sobald Kreon dies vernimmt, eilet er, sich zu rechtfertigen. Zwischen beyden erhebt sich ein heftiger Zwist **). Der laute Wortwechsel rnft Jokasten herbey. Diese, um ihren Gemahl über des Teiresias Worte zu trösten, spricht:

*) V. 315 — 485.

**) V. 555 — 655.

*) Wisse, daß der Sterblichen
Nicht Einer habe wahre Seherkraft!
Davon sollst du die hellsten Zeichen sehn.
Es kam an Lajos einst der Götterspruch
Von Phöbos, oder seinen Priestern nur,
Sein Schicksal sey's, zu sterben durch den Sohn,
Dem er der Vater, ich die Mutter sey,
Da ihn doch Räuber, also spricht die Sag',
Auf dreigespaltnem Heerweg mordeten.
Als ihm der Sohn geboren, ließ er ihn,
Drei Tage noch nicht alt, die Füße fest
Geschnürt mit Riemen, in des Forstes Graun
Aussetzen.

Diese Worte, die ihn trösten sollten, enthüllen ihm das erste seiner schrecklichen Schicksale, daß er des Lajos Mörder sey; und erfüllen ihn auch wegen der Blutschande, die ihm gedrohet war, mit bangen Ahndungen. Er theilt mit seiner Gemahlin den Kummer, der ihn drückt, und erzählt ihr, welchen Ausspruch das Orakel ihm verkündet habe, daß er seinen Vater umbringen, mit seiner Mutter sich vermählen werde, und daß er, um dies Unglück zu vermeiden, seine Vaterstadt, und seine Eltern

*) V. 730 und folgende.

Polybos und Merope verlassen habe und nach Theben gewandert sey *).

Der einzige Umstand in Jokastens Erzählung, daß Lajos nicht von einem Wanderer, sondern von Räubern erschlagen sey, läßt ihm noch Hoffnung übrig, sich von der Schuld reinigen zu können.

Um jenen Umstand aufzuhellen, wird ein Knecht herbeygerufen, der unter des Ermordeten Begleitern war, und sich geflüchtet hatte. Während Oedipus auf dieses Knechtes Ankunft ängstlich wartet, kommt ein Bote, und meldet ihm, daß er nach Polybos Tode zum Könige von Korinth erwählet sey **).

Als Oedipus sich weigert, diesem Rufe zu folgen, so lange seine Mutter Merope noch lebe, beruhigt ihn der Bote, und sagt ihm, er sey nicht Polybos Sohn, sondern als ein ausgesetztes Kind von ihm, dem Boten selbst, auf dem Berge Kithairon gefunden und der Königin Merope dargebracht worden ***).

*) V. 795 — 865.

**) V. 965 und folgende.

***) V. 925 — 1083.

Diese Ankunft des Boten und die Erwählung des Oedipus zum Könige von Korinth hängt zwar mit dem Vorhergehenden nicht zusammen; allein der Eindruck, den diese Botschaft auf den Oedipus und die Jokaste macht, die Aengstlichkeit, womit sie Beyde erfüllet, ist doch die Wirkung von allem Vorhergehenden, von der Antwort des Gottes, die Kreon bringt, von dem räthselhaften Ausspruche des Teiresias, und von der gegenseitigen Mittheilung der dem Oedipus und der Jokaste verkündeten Orakelsprüche.

Der Bote, dessen Worten Oedipus nicht glaubt, dringt darauf, den Knecht herbeyzurufen, aus dessen Händen er den König als ein Kind empfangen habe, es ist derselbe, der erwartet wird. Er erscheint; und alles wird offenbar *).

Aus dieser Exposition erhellet, daß von der ersten Scene bis zur Erblindung des Oedipus und dem gewaltsamen Tode der Jokaste eine ununterbrochne Kette von Ursachen und Wirkungen, von Gründen und Folgen fortläuft, aus der man nicht ein

*) V. 1155 und folgende.

einziges Glied nehmen kann, ohne das Ganze zu zerstören, und daß also die einzelnen Theile dieses Kunstwerkes, nach dem Satze der Ursachlichkeit, auf das zweckmäßigste zusammenhangen.

XII.

Doch des Dichters Beruf erfodert nicht nur ein schöpferisches Genie und eine reiche Einbildungskraft, um zu erfinden und zu dichten; nicht nur richtigen Verstand und feinen Geschmack, um das Erfundene zweckmäßig zu ordnen und schicklich zu verbinden, sondern auch das Talent der Rede, um das, was er gedacht und empfunden, und so, wie er es gedacht und empfunden, außer sich darzustellen, und seine Gemüthsstimmung in Stunden der Begeisterung Andern auf das innigste mitzutheilen. Daher erfodert die Zweckmäßigkeit, welche zur Schönheit gehört, auch Angemessenheit des wörtlichen Ausdrucks und Sylbenmaaßes.

Worin diese bestehe, und von welcher außerordentlichen Wirkung sie sey, darüber kann jeder durch leicht anzustellende Versuche sich selbst belehren.

Vergleicht man verschiedene prosaische

und metrische Uebersetzungen der Werke Homers von ungleichem Werthe, mit den classischen Uebersetzungen unseres Voß, und diese mit dem Originale: so sieht man leicht, daß die große Verschiedenheit des Eindrucks, den sie hervorbringen, nicht von den Ideen herrührt (denn diese sind ja in allen jenen Werken dieselben), sondern nur von der Diction und dem Rhythmus.

So großen Einfluß hat die sorgfältige Wahl der einzelnen Wörter nach ihrem genauen Bedeutungsumfange, und die Stellung derselben nach der beabsichtigten Wirkung, eine so große Kraft hat der Rhythmus, in so fern er durch regelmäßigen Fall und gefälligen Klang der Sylben, durch harmonische Mannigfaltigkeit der Laute und Töne dem Theile der Poesie, welchen das Ohr vernimmt, eben die Gesetzmäßigkeit für den Verstand mittheilt, welchen zweckmäßige Wahl und Verbindung der Ideen demjenigen Theile giebt, der unmittelbar zur Phantasie spricht, und so die äußern Sinne gleichsam durch harmonische Schwingungen

mit den innern in übereinstimmende Bewegung setzet.

Weit mehr aber als allgemeine Betrachtungen, die, ohne von Beyspielen begleitet zu seyn, dunkel bleiben, und mit Beyspielen begleitet leicht ermüden, weit mehr sag' ich, als allgemeine Betrachtungen, können solche Versuche und Vergleichungen dazu dienen, die Liebhaber der Poesie das Wesen einer schönen Diction durchschauen zu lassen, und zu überzeugen, daß die Gesetze derselben eben so bestimmt sind, als die Gesetze der musikalischen Harmonie, und daß dieselbe durch ein einziges unschicklich gewähltes Wort eben so verletzt wird, als jene durch einen einzigen Mißlaut. Ich sage — verletzt — aber nicht zerstört: denn ich möchte nicht gern das Ansehen haben zu denen zu gehören, welche in ihren Ansprüchen auf Correctheit zu weit gehn. Wer z.E. in Göthens Gedicht: Meine Göttin, von der darin vorkommenden sprachwidrigen Form: Jovis, statt Jupiter's, beleidigt wird, der zeigt in der That weit mehr Mangel an Phantasie, als Feinheit des Urtheils, und wer solcher

Flecken wegen eine Poesie verwirft, der vergißt, daß es zwischen dem nicht ganz vollendet Schönen und dem Häßlichen einen unendlichen Abstand giebt: denn ein Haarbreit von der Bahn abweichen, ist noch lange nicht gesetzlos umherirren. — Allerdings haben diese eigensinnigen Kritiker eine große Autorität für sich. Klopstock sagt in der erwähnten Theorie der Darstellung:

„Je näher der Dichter dem völligen Umrisse der Darstellung gekommen ist, und „eben dadurch zu großen Foderungen berechtigt hat, desto lebhafter fällt auch dem „Zuhörer ein wenig Unerreichtes, oder gar „Verfehltes auf. Gute Richter sind gelinde; „allein hier wissen sie nichts von Gelindigkeit. Denn nun verlohnt es sich ihnen der „Mühe, strenge zu seyn. Eben so verfahren „sie, wenn sie einen Sänger hören, der bis „zum höchsten Ausdrucke der Leidenschaft gestiegen war, aber nun der so sehr gereitzten „Erwartung einmal nicht völlig genug thut.

Ich muß gestehn, ich glaube nicht, daß in einer schönen Poesie ein wenig Unerreichtes und Verfehltes im Ausdrucke dem Zuhörer

nothwendig auffällt; und davon bin ich durch das Studium der eignen Werke des großen Dichters, von welchem jene Bemerkung herrührt, überzeugt worden. Vergleicht man die verschiedenen Ausgaben seiner Oden, so trifft man in der neuesten Verbesserungen an, wodurch sie in der That vollendetere Kunstwerke geworden sind; dennoch glaub' ich, wenn es erlaubt ist von sich auf Andere zu schließen, vermißte man in den frühern Ausgaben oft die hohe Correctheit nicht, die man in der neuesten bewundert, weil man ohne die Vergleichung jener mit dieser die kleinen Flecken nicht würde wahrgenommen haben.

In den frühern Ausgaben der Bardale hieß es:

Aber tritt er daher, welcher erhabner ist
Als die Greise des Hains, kommt er der Erde
Gott,
Sing dann, glücklicher Sänger,
Tönevoller und lyrischer.

Wird in dieser Strophe das Wort erhaben in eigentlicher Bedeutung genommen, so ist der Gedanke unrichtig; wird es figürlich genommen, so schickt sich der Ausdruck

nicht in den Mund der Nachtigal. Es ist also ein wirklicher Fehler gegen die Diction; aber ein Fehler, durch den man nicht gestört wurde, und den man erst entdeckt, wenn man in der neuesten Ausgabe nach einer äußerst glücklichen Verbesserung liest:

Aber tritt er daher, der, wie der wachsende
Ahorn, schlank sich erhebt, kommt er der Erde
Gott,
Sing dann, glücklicher Sänger,
Tönevoller und lyrischer.

Eben so liest man in der frühern Ausgabe der Ode an Ebert:

Wenn einschlummernd sich Hagedorn, unser Vater, entfernet;

in der neuesten Ausgabe:

Wenn sich unser Vater zur Ruh, sich Hagedorn hinlegt.

Eben so in der frühern Ausgabe der Ode, das Bündniß:

Du hörst dann lauter Melodieen, die du kennest,
Töne wie Selma's Gesang;

in der neuesten Ausgabe:

> Du hörst dann lautre Melodien, die du kennest,
> Töne wie Selma's Gesang.

Diese Beispiele zeigen, daß allerdings vollendete Correctheit nicht verfehlt, das Wohlgefallen zu erhöhen, daß aber kleine Incorrectheiten bey großen Schönheiten nicht nothwendig den Eindruck dieser schwächen oder stören.

XIII.

Hat nun der Dichter die erreichbare Zweckmäßigkeit beobachtet, so erhebt sich sein Werk zum Vollendeten, und erhält den höchsten Grad des Idealischen und des Täuschenden.

Worin besteht das Idealische, und in wie fern kann und muß Zweckmäßigkeit dazu führen?

Idealisch nennen wir, was einer Idee gemäß ist, im Gegensatz des Wirklichen, welches der Erfahrung gemäß ist.

Haben wir unsre nähern Freunde und Bekannten eine Zeit lang beobachtet, so entwirft unsre Phantasie, gewöhnlich uns selber unbewußt, sich ein Bild von ihnen, worin wir alles aufnehmen, was sie von andern unterscheidet, und wovon wir alles aus-

schliessen, was nicht in ihrer Individualität gegründet ist. Solche Bilder der Phantasie sind Ideale unserer Bekannten; und gewöhnlich sind es auch diese Ideale, und nicht die wirklichen Personen, die wir lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten.

Nun lehrt die Erfahrung, daß die Menschen nicht immer diesen Idealen, nicht immer dieser ihrer Individualität gemäß, empfinden, denken, sprechen und handeln, daß sie zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen von denselben Dingen ganz anders afficirt werden, bey denselben Veranlassungen ganz anders urtheilen, reden und handeln, als sie thun würden, und müßten, wenn sie der ihnen eigenthümlichen Denk- und Sinnesart immer getreu blieben.

Der Weise und der Thor, der Feige und der Tapfere, der Karge und der Freygebige, der Eigensinnige und der Fügsame, der Milde und der Strenge, der Mann von gefälligen, und der Mann von rauhen Sitten — diese Alle treten sehr oft aus ih-

rem Charakter heraus, und vertauschen ihre Rollen.

Dieser Mangel an Gleichförmigkeit rühret von der Gewalt her, welche die äußern Umstände über uns ausüben, und von welchen Niemand sich ganz unabhängig machen kann. Die steten und schnellen Abwechselungen in unserer äußern Lage, in unsern Verbindungen mit andern Menschen, besonders in dem Zustande unsers Körpers, — dies alles vereinigt sich, unserer freyen Selbstthätigkeit nur allzuoft Fesseln anzulegen, und zu machen, daß wir Tag für Tag vieles sagen und thun, was nicht in unserm Charakter, sondern in äußern Zufälligkeiten gegründet ist.

Nun ist es offenbar: Da die Gesetze des Verstandes, denen gemäß der Dichter die Phantasie in Bewegung setzen soll, ihn verpflichten, in die Darstellung seiner Ideen nur das aufzunehmen, was nach dem Satze des Widerspruchs sich mit ihnen verträgt, und was nach dem Satze der Ursachlichkeit hinreichend in ihnen gegründet ist; so muß er in seinen Schilderungen menschlicher Leidenschaften, Sitten und Charaktere von al-

lem abstrahiren, was im wirklichen Leben dem, was wir empfinden, denken, sagen und thun, das Eigenthümliche und Individuelle raubt, d. h. er muß sich zum Idealischen erheben.

Diese Erklärung vom Idealischen ist fruchtbar an interessanten Folgerungen.

Zuerst macht sie einleuchtend, was oben bemerket wurde, daß kein schönes Werk der Kunst natürlich ist und seyn kann; sondern über die Natur unendlich erhaben ist und seyn muß. Das unerlaßliche Streben des Dichters nach dem Idealischen nöthigt ihn, die Personen, deren Empfindungen, Schicksale und Thaten er schildert, nicht so sprechen und handeln zu lassen, wie sie im wirklichen Leben sprechen und handeln, sondern wie sie sprechen und handeln würden, wenn jede von ihnen einen ganz bestimmten Charakter hätte, und wenn diesem Charakter vollkommen gemäß ihre Empfindungen

und Leidenschaften in jedem Augenblicke wirkten.

So wird der Dichter im eigentlichen Sinne ein ποιητὴς, Schöpfer einer höhern Welt, in welcher das Widersprechende, Grundlose, Zufällige der Wirklichkeit verbannt wird, und in welcher alles nach den ewigen Gesetzen des Verstandes sich harmonisch und planvoll bewegt.

Die wirkliche Thekla, als sie den schmählichen Tod ihres Geliebten vernahm, drückte ohne Zweifel ihren Schmerz in einzelnen übel gewählten, noch übler geordneten Worten aus; auf die idealische Thekla aber mußte ihr Unglück einen so tiefen und so bestimmten Eindruck machen, daß ihr Gefühl in seiner ganzen Reinheit und Innigkeit sich von selbst in die wohlklingenden harmonischen Strophen ergoß, die wir so sehr bewundern.

Ferner: Ist es wahr, was aus dem Gesagten erhellet, daß die poetischen Schilderungen nicht zu betrachten sind als Bild-

nisse, deren Werth in der getroffenen Aehnlichkeit, sondern als Gemälde, deren Werth in der Schönheit besteht: so folgt, daß die Menschenkenntniß, welche das Studium der Dichter theils voraussetzt, theils gewährt, nicht sowohl Kenntniß der Menschen (ich meine bestimmter Individuen), als vielmehr Kenntniß des Menschen (ich meine Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt) ist.

Um zu beurtheilen, ob der Charakter eines Königs richtig geschildert und zweckmäßig dargestellt sey, ist es gewiß nicht nöthig, in das Innere der Palläste zu blicken und auf die Reden und Handlungen wirklicher Könige zu merken, wenn man nur die menschliche Natur im Allgemeinen genug kennt, um sich den Begriff eines bestimmten Charakters bilden, und beurtheilen zu können, wie auf einen solchen Hoheit und Herrschaft wirken muß.

Ohne unter Kriegerschaaren gelebt zu haben und Zeuge ihres Thuns und Lassens gewesen zu seyn, kann man doch das Treffende der Darstellung in Wallensteins Lager von Schiller begreifen und beurtheilen, wenn

man nur wiederum die menschliche Natur überhaupt genug kennt, um einzusehn, wie unter gegebnen Umständen auf Leute von bestimmtem Charakter das kriegerische Leben wirken muß.

Ich glaube, daß diese Kenntniß der menschlichen Natur große Dichter meistentheils aus sich selbst schöpfen, daß sie von allen menschlichen Neigungen und Leidenschaften die Keime in sich tragen, daß sie von allen freudigen und traurigen Schicksalen Erinnerung oder Vorempfindung haben, daß in Stunden der Begeisterung die Ideenwelt, die sie in ihrem Innern verschließen, nach Verstandesgesetzen harmonisch sich zu regen anfängt, und daß sie in solchen Stunden der Begeisterung auf das treffendste Charaktere und Situationen schildern können, dergleichen sie im wirklichen Leben nie, weder beobachtet noch gesehn haben. Was von großen Dichtern im höchsten Grade, das gilt von jedem Liebhaber der Poesie in geringerem Grade. Auch dieser wird, um zu verstehn und zu urtheilen, viel öfter in sich, als um sich blicken müssen.

Auf der andern Seite aber ist nicht weniger gewiß: Je zahlreicher die einzelnen Menschen sind, die wir kennen, je verschiedener an Alter, Stand, Vermögen, Charakter und Schicksal, je entscheidender die Lagen sind, in denen wir sie beobachten; desto tiefer, und vielseitiger werden wir selbst berührt, desto mehr gewinnt unsre Kenntniß der menschlichen Natur an Leben, Bestimmtheit und Umfang, desto leichter wird es uns, bestimmte Ideale uns zu schaffen, und, was ihnen gemäß sey, zu beurtheilen.

Eben so dient das Studium der Poesie dazu, uns Menschenkenntniß zu verschaffen, nicht etwa, weil es uns fähig machte, in bestimmten Fällen voraus zu sagen, wie gewisse Personen unter gegebnen Umständen sprechen und handeln werden, sondern nur, in so fern es uns in den Stand setzt, schnell und sicher die Individualität Anderer aufzufassen, und das Charakteristische in ihrem Betragen von dem Zufälligen zu unterscheiden; in so fern es unsern innern Blick für die Auffassung des Eigenthümlichen und Unterscheidenden in den Gesinnungen Anderer eben

so schärft, wie das Studium der Malerey unser Auge für die Auffassung des Eigenthümlichen und Unterscheidenden in ihren Gesichtsbildungen.

Endlich wirft unsre Erklärung vom Idealischen in der Poesie ein helles Licht auf den Unterschied und die Aehnlichkeit zwischen der moralischen und ästhetischen Vollkommenheit eines Charakters.

Beide haben das mit einander gemein, daß sie in das Thun und Lassen des Menschen Gesetzmäßigkeit bringen. Jene nemlich besteht in der Uebereinstimmung eines Charakters mit den Gesetzen der Vernunft; diese besteht in der Uebereinstimmung eines Charakters mit den Gesetzen des Verstandes: jene macht, daß wir pflichtmäßig handeln, und ist bey allen Menschen dieselbe; diese macht, daß wir schicklich handeln, und ist bey verschiedenen Menschen verschieden. Denn außer der allgemeinen und höchsten Bestimmung aller Menschen, der Sittlichkeit, hat die Natur jedem Einzelnen noch ein be-

son-

sonderes Ziel vorgesteckt, auf das er losgehn, gleichsam eine eigne Rolle aufgetragen, die er spielen soll, und welche bestimmt wird durch Talente, Glückslage, Alter und Geschlecht. Daher mehrere gleich moralisch-gute Menschen innerhalb der Sphäre des Erlaubten sich sehr verschieden zeigen werden und müssen; ich meine, in denen ihrer Handlungen, die weder pflichtmäßig, noch pflichtwidrig sind, in dem Theile ihrer Aufführung, der nicht unter dem Sittengesetze steht, z. E. in der Einrichtung ihres Hauses, in der Wahl ihres Umgangs, in ihrem gesellschaftlichen Betragen, in ihrer Art sich mitzutheilen, zu sprechen, zu scherzen.

Das Bestreben des Menschen, in den Fällen, wo zwischen Recht und Unrecht zu wählen ist, unabhängig von sinnlichen Neigungen der Vernunft gemäß zu handeln, giebt seinem Charakter sittlichen Werth; das Bestreben des Menschen, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, in allen Fällen unabhängig von Zufällen und Umständen dem Verstande gemäß zu handeln, so wie es seine Individualität erfodert, giebt seinem Cha-

rakter poetischen Werth. Zwischen beiden ist offenbar ein gewisser Zusammenhang: denn die Moralität bringt selbst in die gleichgültigsten Handlungen eine gewisse Consequenz und Schicklichkeit; aber eben so offenbar ist zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied: denn die vollkommenste Consequenz kann mit Unsittlichkeit bestehn.

Die neuen Moralisten, welche unstreitig das Verdienst besitzen, die Heiligkeit des Sittengesetzes zuerst in ihrer ganzen Reinheit aufgestellt zu haben, übersehn zu oft jenen Zusammenhang.

Die alten Moralisten hingegen, welche das Schöne von dem Guten nicht scharf und bestimmt genug unterscheiden, sondern beides mit einem gemeinschaftlichen Worte καλὸν und honestum bezeichnen, verkennen diesen Unterschied.

Daher kommt es, daß jene in ihren moralischen Vorschriften fast immer nur von Pflichten, diese fast immer nur von Anstande sprechen; daß jene die Sittlichkeit fast nur von der Seite der Würde betrachten, wodurch sie dem Menschen in seinen und An=

derer Augen Achtung verschafft, diese aber sie weit öfter von der Seite der Anmuth betrachten, wodurch sie den Menschen liebenswürdig macht; endlich, daß jene das tugendhafte Leben gewöhnlich unter dem unlieblichen Bilde eines beschwerlichen mühseligen Kampfes, diese hingegen dasselbe unter dem gefälligen Bilde eines Kunstwerkes, einer Musik oder Poesie vorstellen, wie Horaz, wenn er sagt:

Nimirum, ſapere, eſt abjectis utile nugis,
Et tempeſtivum pueris concedere ludum,
Et non verba ſequi fidibus modulanda latinis,
Sed verae numerosque modosque ediscere
vitae *).

*) Nach der Wielandschen Uebersetzung:

Wenn nun, wie ich besorge, dies der Fall
Von allen Versemännern ist: so wär's
Doch einmal, dächt' ich, hohe Zeit, verständig
Zu werden, und das Kinderspiel den Knaben,
Für die sich's besser schickt, zu überlassen,
Und, statt um Worte, die zur Römschen Leyer
Sich moduliren lassen, um den Rhythmus
Und die Mensur der wahren Lebenskunst
Sich zu bewerben.

wie Plato, bey dem es im siebenten Buche von den Gesetzen heißt: „Wenn tragische Dichter „zu uns kämen, und uns fragten ob wir „ihnen wohl erlauben wollten, ihre Poesie „bey uns einzuführen; so würden wir jenen „göttlichen Männern antworten: Lieben „Freunde, wir machen und spielen selbst „Tragödie, und zwar die schönste und beste, „die es geben kann; denn alle unsere politi„schen Einrichtungen haben zum Zweck die „Darstellung des schönsten und besten Lebens: „und darin besteht unserer Meinung nach die „wahre Tragödie. Also, ihr seyd Dichter, und „wir sind es auch, und streiten und wettei„fern mit euch in der dramatischen Kunst.

XIV.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung auf meinen Weg zurück, und behaupte, daß, je vollkommner ein Werk der Poesie ist, desto größer die Täuschung sey, die es hervorbringt. Diese Täuschung aber besteht nicht darin, daß wir Sätze für wahr halten, die falsch sind, oder Sätze für falsch halten, die wahr sind, sondern darin, daß unsre Vorstellungen uns wirkliche Dinge zu seyn scheinen, daß wir als etwas außer uns Befindliches betrachten, was in uns ist, und daß wir die Bilder, die wir selber schaffen, durch die Sinne wahrzunehmen glauben.

„Wer sehr glücklich, oder sehr unglück„lich, und lebhaft dabey ist, sagt Klopstock, *) „der wird wissen, daß ihm seine Vorstellun„gen oft zu fast wirklichen Dingen geworden „sind. Wie dieser die Gegenstände sich selber

*) Fragmente über Sprache und Dichtkunst. S. 245.

„darstellt, so stellt sie der Dichter Andern „dar. Der Zweck der Darstellung ist Täu„schung. Zu dieser muß der Dichter den Zu„hörer, so oft er kann, hinreißen, und nicht „hinleiten.

So allgemein dies anerkannt ist, so scheint es doch nichts desto weniger höchst sonderbar und befremdlich.

Wie kann die Vollkommenheit eines Werks in dem Idealischen und Täuschenden zugleich bestehn? wie kann man von dem Dichter fodern, sich in seinen Werken über die Natur zu erheben, und zugleich der Natur getreu zu bleiben? noch mehr, wie läßt es sich erklären, daß diese vereinigte Wirkung in der That in jedem vortrefflichen Werke angetroffen wird, ja daß sie der einzige Maaßstab der Vortrefflichkeit ist?

Ich antworte:

Das Wirkliche in der Natur wirkt (davon hat es seinen Namen) auf die Empfindung, und zwar vermittelst der Sinne, womit wir es wahrnehmen.

Das Idealische in der Kunst wirkt auch auf die Empfindung, und zwar vermittelst

der Einbildungskraft, womit wir es schaffen.

Ferner:

Die wirklichen Dinge in der Natur hangen nach den Verstandesgesetzen der Einstimmung und Ursachlichkeit zusammen — nur (was wohl zu merken ist) daß wir diesen Zusammenhang niemals unmittelbar anschauen, sondern erst durch Schlüsse einsehn, und, weil auch dies uns nicht immer gelingt, nur als nothwendig voraussetzen. Damit können wir uns auch in der Sinnenwelt begnügen: denn um die Dinge wahrzunehmen, ist es genug für uns, daß sie da sind, wenn wir auch nicht wissen, wie und warum; es ist genug, daß sie wirklich sind, wenn wir auch nicht begreifen, wie sie möglich sind.

Die Theile eines idealischen Werkes der Kunst hangen auch nach den Verstandesgegesetzen der Einstimmung und Ursachlichkeit zusammen; und zwar so, daß wir diesen Zusammenhang niemals bloß voraussetzen, auch nicht erst durch Schlüsse begreifen, sondern unmittelbar anschauen.

Einer solchen anschaulichen Erkenntniß

des innerlichen Zusammenhangs unserer Vorstellungen nach ihren Ursachen und Wirkungen, nach ihren Gründen und Folgen, die wir in der Sinnenwelt, wo wir bloß wahrnehmen, nicht vermissen, können wir in dem Reiche der Phantasie, wo wir schaffen, nicht entbehren: denn sieht der Verstand nicht augenblicklich ein, warum die Einbildungskraft dieses und kein andres Bild hervorbringt; so wird der Flug derselben unterbrochen, und sie schweift gesetzlos umher.

Also offenbar:

Je stärker eine Poesie, wie z. E. der Oedipus des Sophokles, die Phantasie aufregt durch die Würde des Helden, welcher handelt und leidet, und durch das Außerordentliche des Schicksals, dem er entgegenkämpft und unterliegt; je bestimmter die Charaktere entworfen, und je treuer sie gehalten sind; je tiefer und schneller die einzelnen Theile der Handlung und Begebenheiten in einander eingreifen; je mehr die Worte, Gesinnungen nnd Thaten der aufgeführten Personen unter sich übereinstimmen; je angemessener die Sprache und der Numerus ist; mit Einem

Worte, je mehr eine Poesie durch zweckmäßige Ideenfülle sich dem Idealischen nähert: desto mehr muß sie den Schein der Natürlichkeit hervorbringen; denn desto gleichförmiger ist die Bewegung, worin sie die Einbildungskraft versetzet, und desto stärker und bestimmter wirkt diese auf die Empfindung.

Hingegen, je mehr es einer Poesie an Lebendigkeit, Innerlichkeit, Kraft und Reichthum in den Ideen, an Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen und an Einheit in dem Ganzen mangelt; je öfter der Ausdruck der Leidenschaft verfehlt ist; je mehr Sprache und Numerus vernachlässigt sind; — mit Einem Worte, je weiter eine Poesie durch Zweckwidrigkeit unter dem Idealischen bleibt: desto weniger kann sie den Schein der Natürlichkeit hervorbringen; denn desto öfter unterbricht sie den Gang der Phantasie, und desto schwächer und unbestimmter wirkt diese auf die Empfindung.

Wir wollen uns, um dies deutlich zu machen, außer den beiden Iphigenien von

Euripides und Göthe, die wir oben charakterisirt haben, eine dritte denken, welche bald im Sinne und Geiste jener, bald im Sinne und Geiste dieser spräche und handelte — eine Iphigenia, welche fortdauernden Groll gegen ihren Vater nährte, wie die Griechische, und welche bey der Nachricht von Achilles und Patroklus Tode vor Wehmuth seufzte, wie die Deutsche; eine Iphigenia, welche durch ihre Milde die Barbaren von Menschenopfern entwöhnt hätte, wie die Deutsche, und welche, durch einen ängstlichen Traum geschreckt, ihr Herz der Stimme des Mitleidens verschlösse, wie die Griechische; eine Iphigenia, welche auf die Art ihren Bruder erkennte, wie die Deutsche, und doch äußerer Zeichen zur Bestätigung bedürfte, wie die Griechische; eine Iphigenia, die es nicht über sich erhalten könnte, ein unwahres Wort zu sprechen, wie die Deutsche, und die dem Könige, der ihr zweyter Vater ward, das Bild Dianens entwendete, und entrönne, wie die Griechische; — wir wollen uns, sag' ich, eine solche Iphigenia denken: welchen Eindruck würde sie auf uns machen? So viel ist gewiß,

daß es im wirklichen Leben solcher charakter-losen Charaktere viele giebt; aber dennoch würde sie von der Bühne herab den Schein der Natürlichkeit durchaus nicht hervorbringen, durchaus nicht täuschen können: denn die Unmöglichkeit, worin der Verstand sich befände, diese widersprechenden Züge zu vereinigen, würde die Bewegung der Phantasie allaugenblicklich hemmen und unterbrechen, und dadurch hindern, auf die Empfindung zu wirken.

Und eben in diesem Streite zwischen der Phantasie und dem Verstande, in dem Bestreben der einen, Ideen zu schaffen, und dem Bestreben des andern, diese Schöpfungen zu vernichten, in diesem innerlichen Zwiste zwischen den vornehmsten Kräften unserer Seele liegt die Ursache unseres Mißfallens an dem Häßlichen. Wie man aus einem abgeschmackten verwirrten Traume erwacht, in welchem man nicht thun konnte, was man wollte, und thun mußte, was man nicht wollte und durfte: mit eben solchem Verdrusse und eben solcher Erschöpfung wendet man sich von einem häßlichen Werke,

welches die erregte Erwartung, zu täuschen, betrog, und in unser Inneres Zwietracht und Zerrüttung brachte.

Allerdings lehrt die Erfahrung, daß ganz ungereimte und widersinnige Poesien, besonders Dramen, auf der Bühne viele Leute in hohem Grade täuschen. Denn wer bey einer gewissen Reitzbarkeit der Empfindungskraft zu wenig Phantasie hat, sich bestimmte Ideale zu schaffen, zu wenig Aufmerksamkeit, um die einmal entworfenen Bilder festzuhalten, zu wenig Urtheilskraft, um die feinern Verhältnisse in den Dingen zu unterscheiden, zu wenig Verstand, um ein großes Ganzes zu übersehen und die Verbindung der einzelnen Theile als Ursachen und Wirkungen, als Gründe und Folgen, zu durchschauen — ein solcher wird in häßlichen Werken die Zweckwidrigkeit nicht gewahr. Einzelne auffallende Gedanken, einzelne interessante Situationen sind hinreichend, ihn zu täuschen. Zufrieden, den rührenden Anblick eines vor Geschwisterliebe wahnsinnig Gewordenen zu

haben, bekümmert er sich nicht darum, ob Orestes oder Iphigenia bey der Erkennung raset; zufrieden, dem angenehmen Wechsel zärtlicher Gefühle in seinem Herzen Raum zu geben, hört er die Klagen des Selmar und der Selma an, unbekümmert, ob, was sie sagen, übereinstimmt mit dem, was sie thun.

Daher möcht' ich den oben angeführten Ausspruch Klopstocks abändern, und nicht sagen: Täuschung sey der Zweck; sondern die nothwendige Folge der Darstellung.

XV.

Und hier hat unsre Untersuchung uns auf einen Punkt geführt, wo die Erscheinungen sich von selbst erklären, welche sich ergaben, als wir das Schöne mit dem Wahren und Guten verglichen. Zugegeben, was aus dem Gesagten einleuchtet, daß das Wohlgefallen an dem Schönen Verstand und Phantasie voraussetzt, und daß Gleichgültigkeit gegen dasselbe, und Wohlgefallen an dem Häßlichen, jene von Mangel an Phantasie, dieses von Mangel an Verstande ausgeht; so ist ohne weitern Beweis klar:

1. daß der Ungebildete seine Geschmacksurtheile bey dem Gebildeten nicht geltend machen kann, wohl aber dieser die seinigen bey jenem; und zwar nicht durch Berichtigung einzelner Begriffe bey dem Andern, sondern durch Ausbildung seiner Talente; daß daher:

2. die Geschmacksurtheile viel längerer Zeit

bedürfen, um bey Andern Eingang zu finden, als die Verstandesurtheile; daß dafür aber:

3. das richtige Verhältniß zwischen der Einbildungskraft und Urtheilskraft, welches uns für das Schöne in Einem Werke der Poesie empfänglich macht, uns zugleich für das Schöne in allen Werken der Poesie empfänglich macht.

Gegen den letzten dieser Sätze scheint die Erfahrung zu streiten. Schon Jon bey'm Plato bekennt dem Sokrates mit vieler Naivetät, daß er nur an dem Homer Wohlgefallen finde, bey dem Anhören jedes andern Dichters aber unwillkührlich einschlummere. Indessen scheint es mir: hatte Jon wirklich Verstand und Einbildungskraft genug, um das wahrhaft-Schöne in der Iliade und Odyssee rein aufzufassen; so mußte er an den Werken des Sophokles und anderer diesem gleichen Dichter ebenfalls Geschmack finden, wohlverstanden, wenn er sie mit gleicher Aufmerksamkeit betrachtete. Blieb er aber bey sorgfältigem Studium gleichgültig gegen diese, so war gewiß auch sein Enthu-

siasmus für den Homer nur erheuchelt, oder ging von Vorurtheil, Eitelkeit, Eigennutz, nur nicht von Kunstsinn aus.

Das Wahre von der Sache scheint zu seyn, daß Plato hier mit dem Rhapsoden, wie so oft mit den Sophisten, umgeht, und ihm eine Ungereimtheit in den Mund legt, um das Vergnügen zu haben, ihn zu verspotten.

Doch schränkt sich unsere Behauptung von der Vielseitigkeit des guten Geschmacks nur auf die Werke Einer und derselben Kunst ein, und dehnet sich nicht auf die Werke verschiedener Künste aus. Denn da diese das Schöne unter verschiedenen Zeichen darstellen, so läßt es sich wohl denken, und stimmt auch mit unserer Theorie vollkommen überein, daß Jemand ein sehr richtiges Gefühl und Urtheil für und über das Schöne in den Werken Einer Kunst haben kann, ohne es zugleich in einer andern zu haben, deren Zeichen er nicht versteht.

XVI.

Wir wollen nun unsern Blick zurückwerfen auf den Weg, den wir durchwandert haben, und uns fragen: von wo sind wir ausgegangen, und wohin sind wir gekommen?

Wir legten uns die Frage vor, was die Ursache unseres Wohlgefallens am Schönen wäre. Um uns die Beantwortung dieser Frage zu erleichtern, machten wir auf einige Erscheinungen aufmerksam, welche sich uns darboten, als wir das Schöne auf der einen Seite mit dem Angenehmen, und auf der andern Seite mit dem Wahren und Guten verglichen. Dann stellten wir eine Definition des Begriffes vom Schönen auf, worin wir zu diesen Erscheinungen den Aufschluß, und auf jene Frage die Antwort fanden. Ein Satz, den man annimmt, um andre Sätze, von deren Wahrheit man überzeugt ist, daraus zu erklären, heißt eine Hypothese; und lassen sich jene ausgemach-

ten Sätze ungezwungen und natürlich daraus erklären, so heißt die Hypothese wahrscheinlich. Ich glaube also mit einiger Zuversicht behaupten zu können, daß unsre Hypothese zu den wahrscheinlichen gehöre.

Aber um ihr selbst diesen Grad der Wahrscheinlichkeit zu sichern, müssen wir auf einige nicht unbedeutende Einwürfe dagegen Rücksicht nehmen.

Es giebt Liebhaber der Dichtkunst, die an einer Poesie desto mehr Wohlgefallen finden, je mehr dieselbe sie reitzet oder rühret, und die das Interessante zum Maaßstabe des Schönen machen.

Diese Meinung scheint auf der einen Seite viel für sich zu haben, und auf der andern Seite geradezu mit unserer Hypothese zu streiten.

Sie scheinet viel für sich zu haben; denn überdenkt man bey sich die vortrefflichsten epischen, lyrischen und dramatischen Werke der größten Dichter verschiedener Zeiten und Nationen: so findet man, daß sie alle

mehr oder weniger reich sind an Bildern, Situationen, Handlungen und Begebenheiten, welche durch das Liebliche, Wehmüthige, Ueberraschende, Außerordentliche und Wunderbare abwechselnd unser Verlangen, unser Mitleiden, unsre Neugierde, unsre Bewunderung, unser Erstaunen erregen. Der Zustand aber eines lebhaft gereitzten, tief gerührten, eines stark interessirten Gemüths ist ein leidentlicher Zustand des Genusses. Dieses zeigt sich sogar im Aeußern, in dem rollenden Auge, der glühenden Stirne, dem lächelnden Munde dessen, der gereitzt, so wie in dem gesenkten Blicke, der gehemmten Lebenskraft, den unwillkührlich sich hervordrängenden Seufzern und Thränen dessen, der gerührt ist.

Also ist es ja offenbar, können die sinnlichen Liebhaber der Poesie sagen, die letzte Wirkung des Schönen besteht nicht darin, daß es uns, wie ihr sagt, in den Zustand allgemeiner Betrachtung, sondern darin, daß es uns in den Zustand einer bestimmten Empfindung versetzet; nicht darin, daß es, wie ihr

sagt, die Einbildungskraft befreyet, sondern darin, daß es die ganze Seele fesselt.

In der That, es scheint, wir müssen jene Erfahrungen leugnen; und das können wir nicht: oder wir müssen unsre Hypothese aufgeben; und das möchten wir nicht gern, aus Gründen, welche in der Einleitung angegeben worden.

Vielleicht läßt sich beides vereinigen.

Zugegeben (was aber von vielen vortrefflichen Werken nicht zugegeben werden kann) zugegeben, daß jedes schöne Werk interessirt: folgt denn daraus, daß das Schöne desselben in dem Interessanten, und das Interessante desselben in dem Schönen lieget?

Dieses leugne ich, wenn ich folgendes bedenke: Liest man ein sehr interessantes Werk, wie z. E. die Geschichte des Tom Jones; so kann man kaum sagen, daß man eines solchen Werkes bey der ersten Lectüre froh werde. Die ästhetische Vortrefflichkeit

des Details, welches überall zu verweilen einladet, verbunden mit dem raschen und verwickelten Gange des Historischen, der die Neugierde unablässig spannt, und sie nur befriedigt, um sie von neuem zu spannen, versetzet uns in einen qualvollen Zustand, auf welchen sich anwenden läßt, was der Dichter sagt:

Ich taumle von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Gleich dem Tantalus sehen wir überall die lieblichsten Früchte prangen, welche dem Verstande und dem Herzen die gesundeste Nahrung anbieten, und sobald wir die Hand danach ausstrecken, um sie zu brechen, werden wir von dem Strome der Begebenheiten unaufhaltsam fortgerissen.

An dem, was den wahren Werth dieses trefflichen Werkes ausmacht, an der weisen innerlichen Organisatiou desselben, an dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit der dargestellten Charaktere, an der Bestimmtheit, womit sie entworfen, an der Feinheit, womit sie gezeichnet sind, an der Zweckmä-

ßigkeit der Situationen, worin sie sich durch Gesinnungen, Worte und Handlungen offenbaren, an der Angemessenheit der Diction — erst nachdem es aufgehört hat, uns zu interessiren, können wir uns an diesem allen, d. i. an dem Schönen desselben, erfreun.

Was hier von dem Interesse der Neugierde gesagt ist, gilt auch von dem Interesse, das aus dem Reitzenden und Rührenden entsteht. Wäre das Vergnügen, das dieses uns gewährt, von dem Wohlgefallen an dem Schönen nicht wesentlich verschieden, gehörte es nicht ganz in die Classe der bloß angenehmen Empfindungen: woher käme es, daß es, wie diese, so vergänglich ist, und von der zufälligen Stimmnng der Seele abhängt? Und doch ist es gewiß, daß sehr interessante Werke unter verschiedenen Umständen einen ganz verschiedenen Eindruck auf uns machen. So sehr sie uns ergötzen, wenn wir eben mißmüthig sind, wenn wir, von verdrießlichen Geschäften ermüdet, in langer Weile und Trägheit verschmachtend uns selber entfliehn wollen; so sehr sie, sag' ich, uns

dann ergötzen, weil sie uns gewaltsam aus unserer Lage herausreißen und in eine ganz fremde Welt führen, wo wir unser selbst vergessen: — so widrig sind sie uns in glücklichen Tagen und Stunden, die uns unter gelingenden Geschäften, im Genusse der schönen Natur, in angenehmen Erwartungen oder Erinnerungen verfließen; — sie sind uns alsdann widrig, weil sie uns außer uns setzen, weil sie uns das süße Gefühl rauben, das uns erfüllt, und das wir so gern bey uns nähren und pflegen. Das Schöne aber ist unter allen Umständen, wenn sie dem Menschen nur nicht Kraft und Fähigkeit rauben, es zu fassen, gleich willkommen, weil es das Gemüth nicht zerstreuet, sondern sammelt, und dadurch unsre Schmerzen lindert, und unsre Freuden erhöht.

Wenn aber das Schöne und das Interessante ungleichartig sind: woher kommt es denn, daß dieses von großen Dichtern jenem beygemischt wird? Hierauf antwort' ich, daß es sich wirklich in vielen sehr schö-

nen Werken nicht findet, wie in der Iliade und Odyssee, deren Lectüre man bey jedem Gesange abbrechen kann, ohne von der Begierde nach der Fortsetzung gefoltert, und deren Lectüre man in Einem Zuge vollenden kann, ohne durch erschütternde Gemüthsbewegungen außer sich gesetzt zu werden. Eben so verschmähten die Griechischen Tragiker das aus der Erregung der Neugierde entstehende Interesse so sehr, daß sie fast immer allgemein bekannte Begebenheiten zu den Sujets ihrer Tragödien wählten. Auch den rührenden Situationen in denselben sieht man es an, daß sie nicht absichtlich von ihnen herbeygeführt werden, sondern sich von selbst aus dem Gange der Handlung entwickeln. Indessen darf man freylich nicht vergessen, daß die Poesie der Griechen durch die genaue Verbindung, in welcher sie mit ihrer Geschichte, ihrer Religion, ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen stand, ein hohes National-Interesse erweckte, und durch die Aufwallungen der Andacht, der Ruhmbegierde, des Patriotismus, die sie in jedem Hörer hervorlockten,

das reine Ideenspiel der Phantasie gleichsam volltöniger und bezaubernder machte. Und eben darin, daß dieses National-Interesse unserer Poesie fehlt, liegt eine von den mehreren Ursachen, warum die neueren Dichter mehr als die alten auf unmittelbare Erregung starker Gefühle hinwirken. Weit entfernt aber, daß durch Beymischung des Interessanten der Genuß des Schönen vermindert werde, wird er vielmehr dadurch erhöht. Denn so sind wir von der Natur eingerichtet, daß wir ermüden, wenn eine unserer Seelenkräfte zu lange und zu anhaltend beschäftigt wird. Darin also offenbart sich eben die Weisheit großer Dichter, wenn sie für Abwechselung sorgen, wenn sie in ihren Werken nicht nur das Reitzende und Rührende, sondern auch das Wahre und Gute, so geschickt zu vertheilen wissen, daß sie uns immer in der Spannung und Stimmung erhalten, worin wir für das Schöne empfänglich sind.

Betrachten Sie in dieser Rücksicht die Musarion. Vieles scheinet mir an diesem Werke bewunderungswürdig, aber nichts

bewunderungswürdiger, als die geschickte Vertheilung des Interesse. Die lieblichsten, lachendsten, reitzendsten Bilder wechseln mit den köstlichsten Lebensregeln, den sinnvollsten Weisheitsprüchen, den durchdachteten Lehren der Vernunft und der Tugend. Den Liebhaber, den Denker, den Ernsten, den Freund der Fröhlichkeit — Alle weiß der Dichter an sich zu locken und festzuhalten, daß sie ihm willig ihre Ohren leihen, und ihre Seelen von ihm, wie von einem Zauberer, lenken und leiten lassen, wohin es ihm gefällt.

Doch wir können noch weiter gehn.

Erinnert man sich an die beiden oben angeführten Poesieen von der Schönheit der Nausikaa, und den Leiden des Agamemnon: so muß man gestehn, daß auch das reinSchöne, sofern es schön ist, ein gewisses Interesse bey sich führt, und uns aus dem Zustande allgemeiner Betrachtung in den Zustand einer bestimmten Empfindung versetzet. Und wie wäre es auch möglich, von der Hö-

he herab, auf welche die poetische Begeisterung uns hebt, das Leben und Schicksal der Menschheit zu überschauen, ohne durch den Anblick der hellen und heitern Seite desselben sanft gereitzt, und durch den Anblick der trüben und dunkeln Seite desselben tief gerührt, also ohne entweder mit einem süßen Verlangen, mit frohen Ahndungen und Hoffnungen, oder mit Wehmuth, Furcht und Mitleiden, erfüllt zu werden. Nur scheinet mir, daß die Rührung, welche das Schöne hervorbringt, in so fern es schön ist, von der Rührung, welche aus dem Interessanten entsteht, verschieden sey. Ich erkläre mich hierüber an Beyspielen. In dem Messias wird die Schrecklichkeit des Todes so geschildert:

— — — Dem Sterbenden brechen die Augen, und starren,
Sehen nicht mehr. Ihm schwindet das Antlitz der Erd' und des Himmels
Tief in die Nacht. Er höret nicht mehr die Stimme des Menschen,
Noch die zärtliche Klage der Freundschaft. Er selbst kann nicht reden,
Kaum noch mit bebender Zunge den bangen Abschied stammeln,

Athmet tiefer herauf, und kalter ängstlicher Schweiß läuft
Ueber sein Antlitz, das Herz schlägt langsam, dann steht's, dann stirbt er!
In dem Arme der liebenden Mutter, die gern mit ihr stürbe
Und nicht sterben kann, stirbt die Tochter. Umfaßt von dem Vater,
Und an sein Herz gedrückt, stirbt, ach! der Jüngling im Aufblühn,
Seines Vaters einziger Sohn. Vor jammernden Kindern
Sterben Eltern, ihr Trost, und die Stütze der wankenden Jahre.
In ihr Elend vertieft, stirbt eine theure Geliebte
An der Brust des zärtlichen Jünglings. Die himmlische Liebe,
Und was sie von sanften und edeln Empfindungen eingiebt,
Ist, doch nur wie ein Bild der Schatten, wenigen Bessern
Von der Unschuld übrig geblieben. Aber nicht lange,
Ach! nicht lang', und sie sterben, und Gott erbarmt sich nicht ihrer,
Nicht des abschied-nehmenden Lächelns der frommen Geliebten,
Nicht der brechenden Augen, die gern noch weinten, der Angst nicht,

Die sie betet, und Gott nur um Eine Stunde noch anfleht!
Nicht der Verzweiflung des bebenden Jünglings, der stumm sie umarmt hält,
Deiner auch nicht, bekümmerte Tugend! zu welcher die Liebe,
Und ihr zartes Gefühl die sterblichen Beiden erhöhte.

Verwandten Inhalts mit dieser Poesie ist folgende von Göthe:

Ach! Natur, wie sicher, und groß in allem erscheinst Du!
Himmel und Erde befolgt ewiges festes Gesetz.
Jahre folgen auf Jahre; dem Frühling reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt das ewige Wasser
Sich aus bewölkter Kluft schäumend und brausend hinab.
Grünet die Fichte doch fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen im Winter schon heimlich die Knospen am Zweig.
Alles entsteht, und vergeht gesetzlich; doch über des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.

Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft.
Nicht der jüng re schließt dem älteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem schwächern zu.
Oefter ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage:
Hülflos klaget ein Greis Kinder, und Enkel umsonst;
Steht, ein beschädigter Stamm, dem ringszerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schlossen gestreckt.

Die erste dieser beiden in ihrer Art gleich vortrefflichen Poesien bewegt die Einbildungskraft innerhalb der Schranken eines bestimmten Gefühls *); deswegen nenn'

*) Man könnte sagen, dies sey in der lyrischen Poesie immer der Fall, woraus denn zu folgen scheinen würde, daß nach unserer Theorie kein lyrisches Gedicht rein-schön sey. Allein man muß bemerken: die lyrische Poesie hat es nicht mit der Erregung, sondern mit der Darstellung bestimmter Empfindungen zu thun, und diese Darstellung besteht

ich sie interessant-schön; die andere bewegt die Einbildungskraft innerhalb der Schranken eines bestimmten Begriffs: deswegen nenn' ich sie, in Vergleichung mit jener, rein-schön. Beide diese Poesien bringen in uns eine tiefe Rührung hervor; aber diese Rührung ist von verschiedener Art.

Bey dem Anhören der ersten Poesie herrscht in uns das Gefühl der Theilnahme, und läßt uns kaum Zeit, den Gegenstand klar in's Auge zu fassen; bey dem Anhören der andern herrscht in uns die Vorstellung des geschilderten Gegenstandes, und läßt uns kaum Zeit, an uns selbst zu denken. Die interessant-schöne Poesie rührt uns, während wir sie betrachten, durch die Wehmuth, die sie unmittelbar in uns erregt; die rein-schöne Poesie rührt uns, nachdem wir sie betrach-

eben darin, daß sie dieselben zu Objecten der Einbildungskraft macht. Folglich bewegt sie die Einbildungskraft nicht innerhalb der Schranken bestimmter Gefühle, sondern bestimmter Begriffe, aber in Beziehung auf ein bestimmtes Gefühl.

tet haben, durch die wehmüthigen Empfindungen, in die wir uns selbst versetzen.

Daher kommt es auch, daß die Rührung, welche aus dem Interessanten entsteht, das Gemüth nicht nur bewegt, sondern auch beunruhigt, die Rührung aber, welche aus dem Schönen entsteht, das Gemüth zwar bewegt, aber nicht beunruhigt. Man höre, um sich hievon zu überzeugen, was auf die angeführten Poesien in dem Messias, und in der Euphrosyne folgt.

Nachdem der Vater der heiligen Menschen, welchem Klopstock jene Schilderung von der Schrecklichkeit des Todes in den Mund legt, geendet hat, setzt der Dichter dieses hinzu:

Also sagt' er. Ihn unterbrach wehmüthiges Weinen
Seiner Kinder um ihn. Die Väter drückten die Söhne,
Und die Mütter die Töchter, erschreckt, an die schlagenden Herzen.
Knaben faßten die Kniee sich niederbiegender Väter,
Und entküßten die männliche Thräne dem Auge der Väter.

Hand

Hand in Hand saß Schwester und Bruder, und sahen sich bang an.
Und an die Brust der theuren Geliebten heruntergesunken
Lagen unsterbliche Jünglinge, bebten und fühlten das Leben
Von den Herzen der himmlischen Mädchen gewaltiger schlagen.

So tief und anhaltend die Wehmuth ist, welche hier die rührende Schilderung des Sterbens erregt, so sanft ist die Wehmuth, welche in der andern Poesie die schöne Schilderung des Todes erregt, so sanft ist sie und so bald weicht sie erheiternden Vorstellungen. Denn gleich darauf setzt der Dichter dieses hinzu:

Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Da du zur Leiche verstellt, über die Arme mir hingst.
Aber freudig seh' ich dich nun in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin verstellter Knabe; das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.

Aber wie? giebt es nicht sehr schöne Poesien, welche die ganze Seele auf das heftigste erschüttern, und welche — was wohl zu merken ist — aufhören würden, schön zu seyn, wenn sie weniger erschütterten? Der Gesang der Furien bey'm Aeschylus, die Rede des Antonius bey'm Shakespear, das Selbstgespräch des Judas in der Todesstunde bey Klopstock sind Meisterstücke der Poesie; und doch wie ist es möglich sie anzuhören, ohne von Mitleiden, Furcht, Schrecken und Entsetzen ergriffen und zerrüttet, ohne wie von einem verzehrenden Feuer im Innersten durchglüht zu werden?

Allerdings — diese Poesien sind sehr schön: denn Judas, der, von quälender Reue über den begangenen Frevel gefoltert, sich selbst den Tod giebt, kann nicht anders als die Sprache der wüthendsten Verzweiflung reden; Antonius, um seinen Freund zu rächen, kann nicht anders als in seinen Zuhörern das Mitleiden für diesen in wüthende Rachbegierde gegen seine Mörder verwandeln; der Gesang der Furien über dem

ihnen geweihten Opfer kann nicht anders als so tönen, wie sie selber sagen:

Sinneraubend,
Herzzerrüttend, Wahnsinn hauchend,
Schallt der Hymnos der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leyer,
Und des Hörers Mark verzehrend *).

Also — noch einmal — diese Poesien sind sehr schön, aber nicht, weil sie erschüttern, sondern ungeachtet sie erschüttern; sie sind schön, weil sie zweckmäßig sind.

Das Resultat von dem bisher Gesagten ist folgendes:

Schöne Poesien interessiren zwar nicht nothwendig immer, aber doch sehr oft wirklich. Dann liegt aber das Schöne derselben nicht in dem Interessanten, und das Interessante derselben nicht in dem Schönen. Allerdings wirkt auch das rein-Schöne, sofern es schön ist, auf die Empfindung, aber nicht

*) Nach des Herrn von Humbold Uebersetzung.

unmittelbar wie das Interessante, sondern mittelbar durch die Betrachtung; unmittelbar auf die Empfindung wirkt es nur dann, wenn es die Zweckmäßigkeit erfodert.

Was hier von dem Interesse der Sinnlichkeit gesagt ist, gilt auch von dem Interesse der Vernunft. Es kann nicht fehlen, daß Poesien von größerm Umfange zu unserer Belehrung und Besserung mannichfaltig beytragen; aber dann liegt das Schöne derselben nicht in dem Belehrenden und Bessernden, und das Belehrende und Bessernde derselben nicht in dem Schönen. Allerdings wirkt auch das rein-Schöne, insofern es schön ist, auf die Erhöhung unserer Einsichten, und die Veredelung unserer Gesinnungen, aber nur mittelbar durch die allgemeine Betrachtung, worauf es leitet, nicht unmittelbar durch bestimmte Wahrheiten, die es anschaulich macht, durch bestimmte Grundsätze, die es an's Herz legt. Dies letzte thut das Schöne, in so fern es schön ist, nur dann, wenn es die Zweckmäßigkeit erfodert.

Vielleicht scheint vielen meiner Leser dies ganze Raisonnement spitzfindig und für die Anwendung auf einzelne Fälle unbrauchbar. In der That, ob eine Poesie die Einbildungskraft innerhalb der Schranken eines bestimmten Begriffes, oder eines bestimmten Gefühles bewege, ob und welchen Antheil an unserm Wohlgefallen daran die Vernunft oder die Sinnlichkeit habe — wird in einzelnen Fällen schwer anzugeben seyn: so fein sind die Fäden, aus welchen das zarte Gewebe poetischer Phantasieen besteht, und so unmerklich verlieren sie sich oft in einander. Dennoch, da man bey geschärfter Aufmerksamkeit dasjenige, was davon der Einbildungskraft angehört, absondern kann: so hat man Recht, das Schöne vom Interessanten zu unterscheiden, und es ist wichtig, auf diesen Unterschied zu bestehn. Denn sobald man ihn aufgiebt, sobald man das Interessante zum Maßstabe des Schönen macht: so folgt, daß eine Poesie desto schöner sey, je mehr sie entweder die Foderungen der Vernunft, oder der Sinnlichkeit befriedigt, — und dann ist die Po=

esie in Gefahr, aus einer freyen Kunst eine dienende zu werden, und zwar — was am meisten zu besorgen ist — nicht eine Dienerin der Vernunft, sondern eine Dienerin der Sinneslust.

Schluß.

Wär' es mir gelungen, den einen oder den andern meiner Leser zu überzeugen, daß das Wohlgefallen am Schönen in der That durch nichts anderes hervorgebracht werde, als durch ein Spiel der Einbildungskraft in Einstimmung mit dem Verstande, und ein solcher fragte weiter nach den Ursachen, warum das Spiel dieser Kräfte uns einen so großen Genuß verschaffe; so würd' ich ihm antworten:

Wenn Denken, Empfinden, Betrachten und Bilden, jedes für sich schon Vergnügen gewährt, wie viel größeres Vergnügen muß dies alles vereinigt gewähren!

Der Zustand einer Seele, welche ohne Anstrengung wirkt, und ohne Trägheit ruht, welche zu eben der Zeit, wo sie arbeitet, eine Welt voll lebendiger mannichfaltiger Erscheinungen zu schaffen, bis auf den Grad erleuchtet ist, daß sie den innerlichen Zusam-

menhang aller dieser Erscheinungen klar durchschaut, der Zustand einer Seele, deren edelste Kräfte zu einer harmonischen Thätigkeit gespannet sind, und sich vereinigen, ihr ein helles Anschauen ihrer selbst zu geben, und sie des Besten, was sie gedacht und gewollt, der würdigsten Wahrheiten die sie erkannt, der edelsten Gesinnungen die sie bey sich genährt, bewußt zu machen, ist gewiß der Zustand einer glückseligen Seele; und in einen solchen versetzet uns ein schönes täuschendes Werk der Kunst. Daher die durch die Betrachtung desselben in uns entstehende hohe Begeisterung, in welcher wir inne werden, daß wir göttlichen Geschlechtes sind, und unsere Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühlen. Denn nach der Meinung derer, welche am würdigsten über die Gottheit philosophirt haben, besteht die Seeligkeit derselben in nichts anderm, als in einer contemplativen Thätigkeit, d. i. in einer ruhigen Beschauung ihrer Werke.

X XI.84
III.87

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Delbrück, Ferdinand,

Das Schöne Eine Untersuchung

Berlin 1800

L.eleg.g. 97 ix
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573699-9
VD18 14657309-001